

2011 N° 13

Junge Akademie Magazin

TITELTHEMA
MEINUNG – DIE KOMPLIZIERTE FREUNDIN
JEDE MENGE ARBEIT MIT
QUANTEN, KLÄNGEN, SCHULPROJEKTEN
... UND BESONDERS VIELE KÖPFE



Editorial 2

Fokus 4 **Zehn Jahre und kein bisschen leise**
Eine Frage, eine Feier und ein Symposium zum 10. Geburtstag der Jungen Akademie

6 **Notizen** Preise und Publikationen

Meinung 7 Titelthema Meinung

8 **Freies Denken nur auf dem Schwarzmarkt?** Eine Reise nach Weißrussland

14 **Machtkartelle, *enfants terribles*, Objektivität – und die Meinungsfreiheit**
Gespräch über ein hohes Gut in Wissenschaft und Gesellschaft

18 **Wie trivial ist trivial?** Eine kleine Geschichte der Meinung in der Mathematik

19 **Notizen** Termine 2011

Arbeit 20 **Junge Akademie macht Schule** Ein Workshop in der Schorfheide

21 **Kanarische Verschränkungen** Die „Grenzen der Quantentheorie“ und ihre Herausforderung

22 **Hörensagen** Die AG *Klang(welten)* konferiert in Wien

Köpfe 24 Die neuen Mitglieder

26 Die Alumni

Porträt 28 **Da ist man schnell beim Thema Nahrung** Die Pflanzenphysiologin Waltraud Schulze

30 **Es stimmte einfach alles** Die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy

Inhalt

Editorial

**DIE SCHLANGE, WELCHE SICH NICHT HÄUTEN KANN,
 GEHT ZUGRUNDE. EBENSO DIE GEISTER, WELCHE MAN
 VERHINDERT, IHRE MEINUNGEN ZU WECHSELN;
 SIE HÖREN AUF, GEIST ZU SEIN.**

Friedrich Nietzsche, Werke II – Morgenröte

Die Junge Akademie wandelt sich im Januar 2011 vom Status eines Projektes der beiden Trägerakademien BBAW und Leopoldina zu einer Institution. Damit ist das Projekt verstetigt, und die Junge Akademie wird eine feste Größe im Wissenschaftsbereich. Zeit für eine ideologische Nabelschau? Eher nicht. Nicht nur, weil dem Nachwuchs die Zeit fehlt, weil er fleißig im Hamsterrad des akademischen Betriebs läuft, sondern weil die Junge Akademie durch ihre Mitglieder lebt, deren Zusammensetzung sich im Fünf-Jahres-Rhythmus jeweils komplett erneuert. Was die Junge Akademie ausmacht, bestimmen die, die gerade Mitglieder sind – und das ändert sich jährlich. So hat sich einiges gewandelt seit dem Beginn der Projektförderphase vor zehn Jahren, aber auch Altbewährtes wurde erhalten. Langbewährtes wie die Preisfrage (S. 4) fand 2010 zum letzten Mal statt, Nachfolger fand sie in neuen Projekten an der Schnittstelle zur Gesellschaft wie „Junge Akademie macht Schule“ (S. 20) sowie im Projekt „UniGestalten!“.

Im Wesentlichen haben sich die Strukturen, die sich die Gründungsmitglieder der Jungen Akademie gaben, erhalten, weil sie sich bewährt haben. Nach wie vor treffen sich die Mitglieder mehrmals jährlich auf Plenarsitzungen und veranstalten pro Jahr eine Ideenwerkstatt. Unsere Arbeit organisieren wir nach wie vor in Arbeitsgruppen – wie fruchtbar diese Arbeit jüngst war, zeigen die Berichte der AG *Grenzen der Quantentheorie* (S. 21) und der AG *Klang(welten)* (S. 22). Die Aktivitäten in den Arbeitsgruppen sind vorwiegend wissenschaftlichen Problemen verpflichtet, die genuin interdisziplinär formuliert sind oder interdisziplinär behandelt werden.

Editorial

Mit Blick auf den Eingangsaufsatz, der auf das Titelthema dieses Heftes anspielt, hilft diese einzigartige fächerübergreifende Perspektive, die eigene Meinung im Austausch mit Anderen zu hinterfragen. So bietet die Junge Akademie weit mehr als Nachwuchsförderung. Sie bietet den Raum, eigene Meinungen jenseits des wissenschaftlichen Alltags zu entwickeln und im interdisziplinären Diskurs zu hinterfragen – und dies ohne die sonst so häufig vorzufindende Verwässerung und Weichspülung interdisziplinärer Aussagen bis hin zu einem Konsens, der kaum mehr das Niveau eines Feuilleton-Artikels hat. In der Jungen Akademie bleibt oft der Dissens, aber einer, wie ihn Ernst Jandl beschreibt: „Unsere Ansichten gehen als Freunde auseinander.“

Meinungen über hochschulpolitische Themen wurden in den vergangenen zehn Jahren immer wieder in Form von Thesenpapieren artikuliert. Auch diese Tradition hat die Zeit überdauert, wie das jüngste Thesenpapier zur DFG-Neuregelung in Begutachtungen sowie die Forderung nach Änderungen im Berufungsverfahren zeigt.

Es ist sehr schön, dass das, was uns zu einer Akademie und gleichzeitig zu einer jungen macht, nun Institution geworden ist. Und so bleibt die Junge Akademie bei dem freundschaftlichen Dissens – und manch einer kommt in einem hitzigen Diskurs über Disziplingrenzen hinweg zu der Einsicht von Michael Ritter: „Manchmal hilft es, statt der Meinung sich die Beine zu vertreten.“

///

RAFAELA HILLERBRAND
 Sprecherin des Vorstands

Zehn Jahre und kein bisschen leise

Eine Frage, eine Feier und ein Symposium zum 10. Geburtstag der Jungen Akademie

Fokus

Kritisch sind nur die ersten hundert Jahre, sagen die Engländer, wenn sie über Institutionen reden. So gesehen, ist die Junge Akademie mit ihren zehn Jahren noch lange nicht aus dem Schneider. Nun kann man einwenden, dass die Zeiten sich ändern, das Leben sich beschleunigt hat und dass die Engländer auch nicht immer recht haben. Andererseits hat die Junge Akademie in der einen Dekade ihrer Existenz schon viel von sich reden gemacht – als Verfechterin einer kreativen Streitkultur in der Wissenschaft, als Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, als Kristallisationspunkt für den wissenschaftlichen Nachwuchs – aber auch als Stachel im Fleisch des allzu etablierten Wissenschaftsbetriebs. Grund genug, im Juni 2010 ein großes Fest zu feiern, eine Jubiläums-Preisfrage zu beantworten und ein Symposium zu veranstalten.

Festlich

Musik und gute Worte prominenter Redner waren die feierliche Auftakt-Melange bei der großen Geburtstagsparty der Jungen Akademie am Gendarmenmarkt. Neue Mitglieder wurden vorgestellt – mit musikalischer Begleitung von Mara & David und Lichtkunst auf dem Laufsteg. „Riskant, aber sehr gelungen“, findet Junge Akademie-Alumna Kärin Nickelsen, die die Vorbereitungen koordinierte und die Regie von Dirk Schulz in den höchsten Tönen lobt. Die Ehemaligen gingen, ohne wirklich zu verschwinden, und den Spagat zwischen gestern und morgen schafften Alexandra Freund und Ulrich Schollwöck, Gründungsmitglieder der Jungen Akademie, in einem Bühnengespräch mit dem sinnigen Titel: „Früher war die Zukunft auch besser.“ – „Die Zukunft beginnt heute – jung, lebendig, akademisch“, konterten Rafaela Hillerbrand und Florian Steger, die Neuen im Vorstand 2010/2011. Der akademischen Pflicht folgte schließlich die heitere Kür auf dem Dach der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die bis in die frühen Morgenstunden dauerte.

Wer kriegt die Krise?

„Die Moderne, die Kultur, die Hochschulen, die Banken, das Klima, Humboldts Ideale oder die Bologna-Realitäten, die Studierenden oder die Lehrenden, die Bildung gar?“ Der Ausschreibungstext zur Preisfrage 2009 machte interessante Angebote, die 230 Teilnehmer nicht ablehnen wollten, zumal 9000 Euro zu gewinnen waren, die auch diesmal von der Commerzbank-Stiftung kamen. Die Spitzenreiter waren schnell identifiziert. „Wir brauchen nicht noch mehr belehrende Worte zum Thema Bildung“, waren sich die Jury-Mitglieder einig. Deshalb ging der 1. Preis an Regine Reinhardt und die Klassen 10a und 10b des Gymnasiums Trittau in Schleswig-Holstein. „In dem kurzen Essay der Lehrerin waren wesentliche Aspekte des Themas Bildung klug und umfassend problematisiert“, sagt der Juryvorsitzende Jörg Müssig, inzwischen Alumnus der Jungen Akademie.

Regine Reinhardt, die Lehrerin, die eigentlich Kunsthistorikerin ist, hat die Frage zum Ausgangspunkt eines Kunstprojekts gemacht. „Wann habt ihr zum letzten Mal diesen Satz gesagt?“, fragte sie, wenn die Schüler allzu weit weg wollten mit ihren weltumspannenden Krisendefinitionen. Armut, Depression, marode Wirtschaft oder Umweltprobleme waren denn auch die Themen, die im Trittauer Kunstprojekt letztlich zur Darstellung kamen. Im Verlauf der Arbeit kriegten sie alle immer wieder die Krise, erzählt Regine Reinhardt. Es dauerte lang, bis man sich sortiert hatte, bis das Material zu ihnen ‚sprach‘, bis die Mädchen mit der Bohrmaschine hantierten und man sich gegenseitig half – und über die Krisen redete, alle Krisen. So trat Trittau an gegen Bologna und das „management by results“, das nicht dazu angetan sei, „freie Geister und kreative Köpfe ins Leben zu schicken, die heute nur als lebensuntüchtige Querulanten, Dichter und Träumer ohne Jobchance gelten“, wie Regine Reinhardt findet. Am Ende überzeugten die Preisträger mit „Ehrlichkeit und Offenheit sowie mit Ironie und Witz“, meinte die Jury, und ganz am Ende hat die Preisverleihung am 25. Juni 2010 etliche der krisenerprobten Trittauer davon überzeugt, in Berlin studieren zu wollen. „Die Preisverleihung war für die Schüler das Größte“, weiß ihre Lehrerin. „In der Hauptstadt in einer Universität



auf knarrenden Holzbänken zu sitzen, auf denen ihr Name steht, und gesagt zu bekommen, dass man sie hier braucht – das werden sie in ihrem Leben nicht mehr vergessen.“ Auch Jörg Müssig ist davon überzeugt, dass dieser Wettbewerb die Schüler für immer verändert hat. Oder wie einer der Schüler es ausdrückte: „Das war so unglaublich ...!“

Komfortabel im Dazwischen

„Das Jubiläums-Symposium hat es geschafft, die besten Seiten der Jungen Akademie zu zeigen“, sagt Hildegard Westphal, die Organisatorin, inzwischen Alumna der Jungen Akademie. „Es gibt keine vorgegebene Agenda, keine paternalistischen Programme, man hat einfach Raum fürs Denken.“ Den brauchte man auch bei einer intellektuellen Weltumseglung namens „Between Nations and Disciplines“, die am 25. und 26. Juni Forscher aus aller Herren Fächer und verschiedener europäischer Nachwuchsakademien zusammenbrachte. Da ging es zum Beispiel um die Grundrechte und ihre Rolle als juristisches Instrument und Identitätsgeber in einem zusammenwachsenden Europa. Juristisch relevant könnte auch die Frage sein, wieviel freien Willen der Mensch denn überhaupt habe. Denn manche Neurowissenschaftler halten das für ein veraltetes Konzept und

sehen des Menschen Himmelreich gesteuert von chemischen und elektrischen Prozessen in seinem Gehirn. Sind hier nun einzelne Moleküle wichtig oder doch das ganze Biosystem? „Wieviel Sinn macht es überhaupt, einzelne Gene zu betrachten?“, fragen die Biologen. In noch kleinere Details der Materie entführen einen stets die Quantenphysiker, die oft und gern die Vorstellungskraft der Anhänger des naiven Realismus strapazieren. Apropos Vorstellungskraft: Von Mediävisten erwartet man eher nicht, dass deren Forschungen über alte Welten relevante Ergebnisse für heutige Gesellschaften liefern können. Tun sie aber. Schließlich trat ein Thema auf den Plan, das nicht nur für die Gegenwart, sondern auch und vielmehr noch für zukünftige Generationen von größter Wichtigkeit ist: Klimaforschung im Spannungsfeld von Entscheidung und Unsicherheit. Wie wenig darf man verstehen, wie viel muss man wissen, um Entscheidungen zu fällen?

Juristen, Neurowissenschaftler, Biologen, Quantenphysiker, Mediävisten und Klimaforscher suchten mögliche Antworten grenzüberschreitend, durchschritten dabei gemeinsam den größt möglichen Rahmen gemeinsamen Denkens und nahmen dankbar die Überraschungen auf, die so etwas bereithält: „Man hält die anderen Disziplinen ja oft für gesichert und denkt, die Debatten fänden nur im eigenen Fach statt“, beschreibt Hildegard Westphal eine davon. „Doch bei einem solchen Symposium sieht man, dass auch die anderen noch auf der Suche sind.“ Wissenschaft eben.

///

Fokus

Die Jubiläumspreisfrage 2009 war vorerst die letzte der Jungen Akademie, die fortan den Dialog mit der Gesellschaft mit anderen Projekten fortsetzen wird. Wer zu dieser letzten Preisfrage nachlesen will, kann dies im Begleitbuch zur Preisfrage tun, erschienen 2010 im Berliner Wissenschafts-Verlag und für 19,80 Euro über Buchhandel oder Verlag zu beziehen.

Notizen



OLGA HOLZ

hat einen „ERC Starting Grant“ erhalten. Ihr Projekt, das sich mit Theorie, Algorithmen und Anwendungen von stabilen und hyperbolischen Funktionen beschäftigt, läuft über fünf Jahre und wird mit 880.000 Euro finanziert. Die Starting Grants des European Research Council (ERC) unterstützen international herausragende Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler beim Auf- und Ausbau einer unabhängigen Forschergruppe im Bereich der Grundlagenforschung.

KÄRIN NICKELSEN

hat für ihre Habilitationsschrift „Of Light and Darkness. Modelling Photosynthesis 1840–1960“ die Caspar-Friedrich-Wolff-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie verliehen bekommen. Die Medaille wird in Anerkennung besonderer Verdienste um die Biologiegeschichte oder für eine herausragende wissenschaftliche Arbeit über ein biologiegeschichtliches Thema vergeben. Die Arbeit wurde zudem mit dem Dalberg-Preis für transdisziplinäre Nachwuchsforschung der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt ausgezeichnet, der für herausragende Forschungsarbeit an der Schnittstelle von Geistes- und Naturwissenschaften verliehen wird. Die Nominierung für diesen Preis erfolgte durch das Präsidium der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

CHRISTINE SILBERHORN

wird mit dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis ausgezeichnet, der seit 1986 jährlich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft vergeben wird. Insgesamt erhalten 2011 zehn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Leibniz-Preis, Christine Silberhorn ist die jüngste Preisträgerin in diesem Jahr. Das Preisgeld in Höhe von 2,5 Millionen Euro kann bis zu sieben Jahre lang für die eigene wissenschaftliche Arbeit verwendet werden.

FABIAN THEIS

hat für seine mathematischen Modellierungen molekularer Netzwerke den vierten „ERC Starting Grant“ für das Helmholtz-Zentrum München in Höhe von 1,25 Millionen Euro eingeworben. Bioinformatische und systembiologische Ansätze unterstützen die Erforschung der großen Volkskrankheiten wie Krebs, Lungenerkrankungen oder Diabetes mellitus. Mit den Mitteln wird Theis eine statistische Methode zur Erweiterung bestehender Systembiologie-Modelle entwickeln.

Die Junge Akademie
(Hrsg.)

PREISFRAGE 2009.
WER KRIEGT DIE
KRISE?

Berlin, Berliner Wissen-
schafts-Verlag, 2010.



Gerhard Ernst,
Stephan Sellmaier
(Hrsg.)

UNIVERSELLE
MENSCHENRECHTE
UND PARTIKULARE
MORAL
(ETHIK IM DISKURS)

Stuttgart, Verlag W. Kohl-
hammer, 2010.



Eva-Maria Engelen,
Christian Fleischhack,
C. Giovanni Galizia,
Katharina Landfester
(Hrsg.)

HEUREKA:
EVIDENZKRITERIEN
IN DEN WISSEN-
SCHAFTEN.
EIN KOMPENDIUM
FÜR DEN INTER-
DISZIPLINÄREN
GEBRAUCH

Heidelberg, Spektrum
Akademischer Verlag,
2010.



Hilmar Schmundt,
Miloš Vec,
Hildegard Westphal
(Hrsg.)

MEKKAS DER
MODERNE –
PILGERSTÄTTEN
DER WISSENS-
GESELLSCHAFT

Wien, Köln, Weimar,
Böhlau Verlag, 2010.

Meinung

Das Recht auf Meinungsfreiheit ist fest in der Erklärung der Menschenrechte und im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verankert. Meinungen jedoch können so umstritten sein wie Meinungsumfragen oder Meinungsforschungsinstitute. Letztere versuchen zu objektivieren, was am Stammtisch oder von populistischen Politikern unverblümt subjektiv daherkommt. Doch nicht nur dem Inhalt einer Meinung sollte man auf den Grund gehen, sondern auch der Intention dessen, der sie äußert.

Verlässt die Meinung die Leserseiten der Tageszeitungen, Internetblogs oder das, was man gemeinhin den öffentlichen Raum nennt, um in der Wissenschaft aufzutauchen, wird es schwierig – sowohl für diejenigen Forscher, die eine eigene Meinung haben, als auch für diejenigen, die ganz objektiv bleiben wollen. Für den in Objektivität und Neutralität geschulten Wissenschaftler ist es eine extreme und extrem faszinierende Herausforderung, sich eine Meinung zu bilden – und sie dann, gar Fachattacken zum Trotz, beizubehalten. Das ganz Individuelle (manchmal sogar das Meinen wider das Wissen) kann ein harter Prüfstein werden, wenn man es öffentlich macht.

Der Fall Galileis ist angesichts des technologisch-wissenschaftlichen Fortschritts heutzutage schwer vorstellbar. Doch den Konflikt zwischen offiziell, autorisiertem und institutionell gestütztem Wissen und dem als bloße Meinung abgestempeltem Individualwissen gibt es immer noch. Objektivitätshörigkeit mag ein Grund dafür sein – die Übermacht eines Wissensdiskurses innerhalb eines Faches, aber auch innerhalb mehrerer Disziplinen ein anderer.

Dabei belehren uns Natur- und Geisteswissenschaften eines Besseren: Ein Gespräch mit Veronika Lipphardt, Matthias Klatt und Volker Springel von der Jungen Akademie über Meinung und Meinungsfreiheit in Wissenschaft und Gesellschaft macht deutlich, dass sich Meinen und Wissen nicht entgegenstehen, sondern ergänzen. Wissen ist – auch oder gerade durch Meinungsbildung – auszuhandeln. Dass intersubjektives Aushandeln selbst die mathematische Beweisführung wesentlich begleiten kann, erklärt László Székelyhidi. Hier wie da lernen wir: Zur Wissensbildung lohnt es, die Perspektiven zu wechseln, die ‚Meinungsmache‘ hinter Wissensdiskursen aufzuspüren, vor allem: selbst meinungs-fähig zu sein. Andernfalls kommen Wissenschaft und Gesellschaft zu Schaden. Dies wurde Sabine Koller anlässlich einer Fachexkursion mit Studierenden nach Weißrussland bewusst. Spätestens im Vergleich mit der „letzten Diktatur Europas“ sollte einem die Wissenschaft eine Meinung wert sein. ///

SABINE KOLLER

Freies Denken nur auf dem Schwarzmarkt?

Eine Reise nach Weißrussland VON SABINE KOLLER

Meinung

Wer fotografiert, wird kontrolliert. Wer eine Bahnkarte kauft, wird abgehört. Wer aus Versehen ins falsche Theater geht, wird verhaftet. Die Passiv-Konstruktion passt zum politischen System Weißrusslands, der „letzten Diktatur Europas“. Sie spiegelt die Anonymität und Funktionstüchtigkeit der Alleinherrschaft Alexander Lukaschenkos wider. Seit 1994 bringt er fast unbehelligt von den europäischen Hütern der (demokratischen) Ordnung und im Windschatten des großen Bruders Russland ein ganzes Land um sein Recht auf Demokratie und kulturelle Identität.

Doch in Zeiten der Informationsüberflutung verkommt eine Diktatur zur Anekdote (oder liegt es daran, dass man mit ihr gute Geschäfte machen kann?). Wer wie Jurij Drakochrust zur Emigration gezwungen wird, kann noch von Glück sagen. Anderen aus der Zunft der Regimekritiker ergeht es schlimmer: 1999 und 2000 verschwinden die Oppositionellen Viktor Gontschar, Jurij Sacharenko, Anatolij Krasovskij und Dmitrij Zavadskij. 2004 wird die Journalistin Veronika Tscherkassova in ihrer Wohnung ermordet. Im September dieses Jahres findet man den Oppositionsjournalisten Oleg Bebenin tot auf. Ein Auftragsmord ist nicht auszuschließen.

Bereits der Name impliziert das Dilemma und (Identitäts-)Defizit des Landes. Russland kennt man (oder glaubt, es zu kennen), aber Weiß-Russland? Und kennt sich das Land überhaupt selbst in seinem Weißrussisch-Sein?

Die letzte Frage hat etwas Pikantes und Paradoxes, denn *politisch* wurde und wird in Weißrussland – oder Belarus, wie es offiziell heißt – viel getan, um *kulturell* das Weißrussische nicht zu prominent werden zu lassen. Ein Besuch vor Ort fördert das verzwickte Ineinander von russisch-sowjetischer und weißrussischer Kultur zutage. Das Land ist ideologisch entstellt, weil es sein kulturelles Gedächtnis (sofern es das, wie Susan Sontag kritisch hinterfragt, überhaupt gibt) nicht ganz kennen soll. Im Zusammenspiel mit Lukaschenkos diktatorischem Würge-

griff liegt der Kern des Problems darin, dass Weißrussland nicht nur aus der europäischen *Außen-*, sondern auch aus der weißrussischen *Innenperspektive* einen blinden Fleck aufweist, was die eigene Identität anbelangt.

Vitebsk – Die Lehre einer Lehranstalt

Diese Fragen stehen zunächst nicht auf der Tagesordnung einer sechzehnköpfigen Reisegruppe der Universität Regensburg, die im Mai 2010 im Anschluss an ein interdisziplinäres slavistisch-kunstgeschichtliches Seminar nach Vitebsk (weißruss. Vicesbk) und Minsk aufbricht. Zwischen 1917 und 1922 avanciert Vitebsk zur Kunst- und Kulturmetropole. Wie ein Magnet zieht sie die Avantgarde der Avantgarde an: Keine Geringeren als Marc Chagall, El Lissitzky und Kasimir Malewitsch unterrichten dort an der „Künstlerischen Volkslehranstalt“. Kubismus und Suprematismus feiern – durchaus zum Leidwesen Chagalls – ästhetische Höhenflüge. Während des ersten Jahrestages der Revolution zieren Chagalls grüne Kühe die Stadt, ein Jahr später Malewitschs und Lissitzkys „suprematistische Konfetti“, wie es Sergej Ejzenštejn so schön formuliert. Als „Vitebsker Renaissance“ geht diese Blütezeit in die Kunstgeschichte ein.

1997 wird Chagall zu Ehren, einst persona non grata der Sowjetunion, ein Museum eröffnet. Mittel und Mitarbeiterstab sind bescheiden, nicht aber der Anspruch, mit dem Ljudmila Chmelnitzkaja, die Museumsdirektorin, das berühmteste Kind Vitebsks in die Öffentlichkeit hinein vermittelt. Ihre Versuche sind bislang gescheitert, das renovierungsbedürftige Gebäude in der *vulica gazety „prauđa“* 5, in der die von Chagall gegründete künstlerische Lehranstalt untergebracht war, zu einem integralen Bestandteil des Museums machen zu können. Das Gebäude ist wahrlich in einem desolaten Zustand, musste einst als Büro einer Kreditgesellschaft herhalten – das entsprechende Schild baumelt noch vor der Tür.

Marc Chagall ist mit dem zum Museum umfunktionierten Wohnhaus, dem Kunst-Zentrum „Marc Chagall“ und den jährlichen „Chagall-Tagen“, die von



Überreste der Alten Synagoge von Vitebsk, die Marc Chagall als Kind besuchte

Meinung

Kulturveranstaltungen und Vorträgen begleitet werden, in seine Heimat zurückgekehrt. Doch leicht macht man es ihm (beziehungsweise Ljudmila Chmelnitzkaja) nicht. Durch Deutschland würde eine Welle der Empörung gehen, wollte man das Bauhaus als Auktionsraum nutzen. Weißrussland und ein Großteil der Vitebsker Bevölkerung wissen nichts von ihrem ‚Bauhaus‘. Kaum jemand ahnt, wie sehr es der Renovierung und des Schutzes vor Zweckentfremdung bedarf.

Ohne Gedächtnisorte kein kulturelles Gedächtnis. Ohne Erinnerungsakte keine Zukunft. Frau Chmelnitzkaja kann dies den zuständigen städtischen Behörden schwer vermitteln – wie auch, wenn sie Lukaschenkos Apparat und der kulturell und individuell amorphen Spezies des „homo sovieticus“ angehören oder, nicht weniger schlimm, vielleicht auf Profit aus sind, der aus einem Avantgarde-Museum kaum zu schlagen ist. Dabei erlebt gerade Vitebsk, nach Minsk und Homel die drittgrößte Stadt Weißrusslands, derzeit einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung.

Der neue Gouverneur investiert viel in eine Stadt, die während des Zweiten Weltkrieges dem Erdboden gleichgemacht wurde. Er setzt die Bemühungen fort,

dem historischen Zentrum – die Stadt besaß wie Minsk das Magdeburger Stadtrecht – sein ursprüngliches Gesicht wiederzugeben. Mehrere Kirchen und Klöster, darunter die über der Dwina thronende, von Chagall verewigte Uspenskij-Kirche werden wieder aufgebaut.

Sanfte Hügel, die immer neue Perspektiven auf die schmucke Altstadt freigeben, erklären Chagalls facettenreiche Sichtweisen seiner Heimatstadt. Das ehemalige jüdische Viertel am anderen Düna-Ufer, durch das uns der Journalist Arkadij Schulman lotst, ergänzt mit seinen hingeduckten roten Ziegelhäusern die monumentale Erhabenheit des christlich geprägten Zentrums. Die Ruine der Synagoge, deren Inneres Chagall ebenfalls verewigt hat, ist ein weiteres beredtes Zeugnis für das einst blühende, multi-konfessionelle Leben hier. Ihre Ostwand steht noch. Der Rest sollte – Ironie des Schicksals oder typisch (weiß)russisch? – während der Perestrojka zum Bau eines Kulturpalastes verwendet werden, der nie eröffnet wurde.

Im Rahmen einer Pressekonferenz mit Vitebsker Stadt- und Lokalzeitungen weisen wir nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, Chagalls Erbe in der Stadt, die Lehranstalt vorneweg, in adäquater Form zu behandeln. Die Journalistinnen nicken eifrig – und schreiben kein Wort davon in den sachlich gehaltenen Berichterstattungen vom erstmaligen (!)

Architektonische Demonstration der Macht:
Der Palast der Republik
im Zentrum von Minsk



Meinung

Besuch einer Studierendengruppe aus Deutschland in Chagalls Geburtsstadt. Freie Meinungsäußerung, noch dazu zu strittigen Themen, schickt sich nicht, die Weltberühmtheit des Malers hin oder her.

Das war vorhersehbar, kam es doch zuvor zu einem erhellenden Treffen mit offiziellen Vertretern der Vitebsker Pädagogischen Hochschule. Auf Linie gebrachte Akademiker stimmen in ihrer Gesichtslöslichkeit traurig. So sieht also der innerlich abgestorbene ‚homo bela-sovieticus‘ aus.

Minsk – Schatten einer Sonnenstadt

Der Besuch in der Hauptstadt erklärt die von der Schönheit Vitebsks überstrahlten Folgen des Lukaschenko-Regimes. Hier durchwandern wir einen politisch traurigen Anachronismus: Minsk verkörpert idealiter die Topographie einer architektonisch verkitschten doppelten Diktatur, der vormals sowjetischen und der heutigen durch Lukaschenko. Auf den Trümmern (europäischen Denkens) wird Minsk als sozialistische „Sonnenstadt“ errichtet – so der weißrussische Künstler und Architekt Artur Klinkaŭ in Anlehnung an Tommaso Campanella. Die Vorarbeiten zur Tilgung des europäischen Erbes – die ursprüngliche Altstadt erinnert aus gutem Grund an Vilnius, denn hier wie dort war derselbe Architekt tätig – leistete im 19. Jahrhundert erfolgreich das Russische Zarenreich.

An den kilometerlangen Prospekten entlang erstrecken sich heroische Prachtbauten und Industriekonglomerate sowjetischen Stils. Lukaschenko zwingt heute mit kalten Glas- und Spiegelbauten und geschmackloser rosa Restaurierung der Stadt eine weitere aufpolierte Oberfläche auf, an der jede Hoffnung auf Demokratie abgleitet. Nicht nur die Liste der Menschenrechtsverletzungen in Belarus, auch diejenige der Minsker Bausünden ist lang.

Inmitten dieser architektonischen sozialistischen Machtdemonstrationen – der Palast der Republik bildet da nur in seiner konstruktivistischen Bauweise eine Ausnahme – baumeln Plakate. Sie triefen vor pathetischer Vaterlandsliebe: „Belarus dlja naroda“

Meinung

(Weißrussland für das Volk) ist darauf zu lesen. Die Ambivalenz des Appells (es könnte ja eine berechtigte Forderung der Opposition sein) wird von der kitschigen und eindeutigen Bildsprache im Keim erstickt. Der Blondschoopf auf dem Plakat gaukelt dem Betrachter Geborgenheit im autokratischen System vor.

Keine kulturelle Identität – keine Meinungsfreiheit?

Lukaschenko, dieser ungelente Diktator, nutzt nicht nur die ökonomische Bruderschaft mit der „gelenkten Demokratie“ Russlands, sondern auch den gesamten Manipulationsapparat, wie er sich im Sozialismus etabliert hat. Landwirtschaft und Sport sind des Präsidenten Zugpferde. Bilder einer erfolgreich eingeholten Ernte und des siegreichen Zieleinlaufs einer Sprinterin begleiten die Nationalhymne. Mit ihr beschließt das weißrussische Fernsehen, unter staatlicher Kontrolle versteht sich, den Sendebetrieb.

Lukaschenkos nationalpatriotische Propaganda ist paradox. Die Mythen, derer er sich bedient, sind durchweg sowjetisch, die Sprache, die er spricht, ist Russisch. Lukaschenko beraubt Weißrussland seiner kulturellen Identität – und seiner Sprache. Zwar ist das Belarussische Amtssprache, doch unterdrückt er es ebenso wie viele Oppositionelle, die diese Sprache sprechen. Das ist fatal, da bereits in früheren Zeiten das Weißrussische nur geringe Verbreitung findet und im 20. Jahrhundert stark russifiziert wird (heute spricht es nur noch ein Drittel der Bevölkerung). Seit Lukaschenkos Referendum von 1995 wird es aus dem offiziellen Leben verdrängt. Schulkinder, die zu jener Zeit mit dem Weißrussischen ihre Ausbildung beginnen, müssen diese plötzlich mit dem Russischen fortsetzen. Weißrussische Straßennamen werden durch russisch-sowjetische ersetzt. Selbst vor dem Prospekt Skaryna, benannt nach dem weißrussischen Humanisten, Bibelübersetzer

und ersten ostslavischen Buchdrucker, macht man nicht Halt und tauf ihn um in Prospekt pobeditelej (Prospekt der Sieger). Für manch kritische weißrussische Autoren ist es manchmal besser, wie Swetlana Alexijewitsch, die mit ihren beunruhigenden Monologen zu Tschernobyl auch bei uns bekannt wurde, das Land zu verlassen.

Weißrussisch gilt im auf Urbanisierung und Industrialisierung ausgerichteten Staat als ländlich. Weißrussisch ist die Sprache der Opposition von heute und einst. Im Zuge der Perestrojka, also vor Lukaschenko, versucht die weißrussische Volksfront die kulturelle und sprachliche Wiedergeburt. Sie knüpft an das Erwachen des weißrussischen Nationalbewusstseins wider den Zarismus und an die Entstehung der modernen weißrussischen Literatur und Publizistik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Einem Herrscher, der selbst schlecht Weißrussisch spricht, ist das natürlich ein Dorn im Auge.

Belarus konnte kulturelle Autonomie und Meinungsfreiheit bislang nur kurz erproben. Das Recht auf beides etabliert sich in diesem Land in den Köpfen der Menschen nur schwer. Zum Vergleich: Die Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl am 26. April 1986 löst in der Ukraine eine Protestbewegung aus, die letztendlich ihre Unabhängigkeit hervorbringt. Die weißrussische Bevölkerung duldet Desinformation, Verharmlosung und Vertuschung der Folgen, obwohl ungefähr 70 Prozent des gesamten nuklearen Niederschlags in Weißrussland niedergehen. Unter Lukaschenko wird die medizinische Hilfe aus dem Ausland für strahlenkranke Kinder eingeschränkt. Weißrussland löst seine Probleme selbst. Der Präsident trinkt hierfür vor laufenden Kameras gerne frische Milch aus den betroffenen Gebieten (oder handelt es sich um ein Importprodukt?). Doch Radioaktivität ist nicht manipulierbar.

Am 19. Dezember 2010 ist der weißrussische Dichter Wladimir Nekljaew zu den Präsidentschaftswahlen angetreten. Das stimmt zuversichtlich. Nekljaew ist im realen Leben hoffentlich so unbestechlich wie die weißrussische Literatur, die er repräsentiert. Irgendwann in der Ära nach Lukaschenko wird ihrer vollen Entfaltung ebenso wenig im Wege stehen wie einer freien Meinungsäußerung. ///



„Mit Chagall über Vitebsk schweben“

Zeichnung der Exkursionsteilnehmerin Barbara Standke, Studentin der Slavistik und der Kunstpädagogik

Meinung

Machtkartelle, *enfants terribles*, Objektivität – und die Meinungsfreiheit

Gespräch über ein hohes Gut in Wissenschaft und Gesellschaft

Meinung

„Meinung“ ist im landläufigen Sprachgebrauch nicht ganz eindeutig besetzt. In der einen Bedeutung wird sie glühend verteidigt, wenn es nämlich um ihre Freiheit geht, ein anderes Mal dient sie als Vorwurf, gar als Mittel der Diskreditierung, wenn es heißt: „Das ist nur eine Meinung – und keine Tatsache, also nicht ‚objektiv‘“. Oder: Viel Meinung, wenig Ahnung ... Eine Begriffsklärung sei also vorangestellt. Was bedeuten Meinung und Meinungsfreiheit für Sie – im Allgemeinen und insbesondere in den Wissenschaften?

Volker Springel Meinung ist ein Werturteil, eine Haltung, die Vorstellung von einem Thema; es sind auch Dinge, die ich noch nicht beweisen kann. Meinungsfreiheit ist das Grundrecht auf Bewertung, und Abweichung muss möglich sein, besonders im Wissenschaftsbetrieb. Man muss sich distanzieren dürfen von „Lehrmeinungen“, ohne Konsequenzen für Leib, Leben und Karriere fürchten zu müssen.

Matthias Klatt Das war fast schon eine juristische Definition! Der Jurist sagt darüber hinaus, dass man



Veronika Lipphardt

„Was ‚objektiv‘ bedeuten soll, unterlag in der Wissenschaftsgeschichte ständigen Meinungskämpfen.“

eine Meinung im Sinne von „Werturteil“ zwar von einer Tatsachenbehauptung abgrenzen muss, die Grenze kann aber nicht scharf gezogen werden. Im Ergebnis sind daher beide vom Grundgesetz geschützt, es sei denn, sie kollidieren mit anderen hohen Rechtsgütern wie etwa dem Persönlichkeitsrecht oder dem Verbot der Volksverhetzung.

Veronika Lipphardt In der Wissenschaft gilt die „bloße Meinung“ häufig als das Gegenteil von „Beweis“. Tatsächlich ist es aber so, dass gerade die Wissenschaft überhaupt nicht ohne Meinungsstreit auskommt – und ebenso wenig ohne Meinungen im Sinne von Werturteilen. Schon den Motiven einer Forscherin oder eines Forschers, sich einem bestimmten wissenschaftlichen Thema zuzuwenden, liegen Werturteile zugrunde. Welches Thema ist wichtig, welche Fragen stelle ich, welches Vorgehen wähle ich, welche Gegenstände untersuche ich ...? Und auch der Schritt von der Datenerhebung hin zu einer bestimmten theoriegeleiteten Interpretation ist nicht „logisch“ zwingend, sondern beruht auf wertgebundenen Entscheidungen.

Der Schutz der Meinungsfreiheit ist eines der höchsten Güter unseres politischen Gemeinwesens. Wo liegen die Grenzen – wenn es sie denn gibt – der Meinungsfreiheit in der Wissenschaft?

Klatt Die Grenzen der Meinungsfreiheit werden unter anderem von Machtkartellen und Schulen markiert, die ihre Deutungshoheit verteidigen wollen. Das ist vor allem für den wissenschaftlichen Nachwuchs eine enorme Last, wenn zum Beispiel – wie geschehen – einem jungen Juristen geraten wird, eine originelle Arbeit unter Pseudonym zu veröffentlichen, weil er andernfalls im etablierten Betrieb zu seinem eigenen Nachteil anecke.

Lipphardt „Anecken“ kann man natürlich besonders leicht in den Wissenschaftsfeldern, in denen das Ethos der „Objektivität“ stark ausgeprägt ist und die Grenzen dessen, was als objektiv gilt, eng gezogen sind. Dann ist auch das Bedürfnis größer, die Grenze zur „Nicht-Wissenschaft“ aufrecht zu erhalten oder offensiv zu verteidigen. – Dabei ist der Begriff der „Objektivität“ keineswegs universal und zeitlos gültig – er ist historisch gesehen ziemlich jung und viel-

deutig; und was „objektiv“ bedeuten soll, unterlag in der Wissenschaftsgeschichte ständigen Meinungskämpfen.

Herr Springel, Sie erforschen so verrückte Dinge wie dunkle Materie und dunkle Energie, aus denen angeblich der größte Teil unseres Universums besteht. Es gab eine Zeit, da galt diese Behauptung als Spinnerei. Wie leicht eckt man damit heute noch an?

Springel 99 Prozent der heutigen Astronomen gehen von der Existenz dunkler Materie und Energie aus. Man eckt eher an, wenn man das Gegenteil behauptet. Aber das ist in der Regel auch die Absicht der „Abweichler“, die gern die Auflehnung gegen das „Establishment“ proben und davon träumen, einmal eine Lehrmeinung vom Sockel zu stoßen. Die *enfants terribles* haben ihren festen Platz in der Astronomie, und die Auseinandersetzung mit ihnen bringt uns weiter.

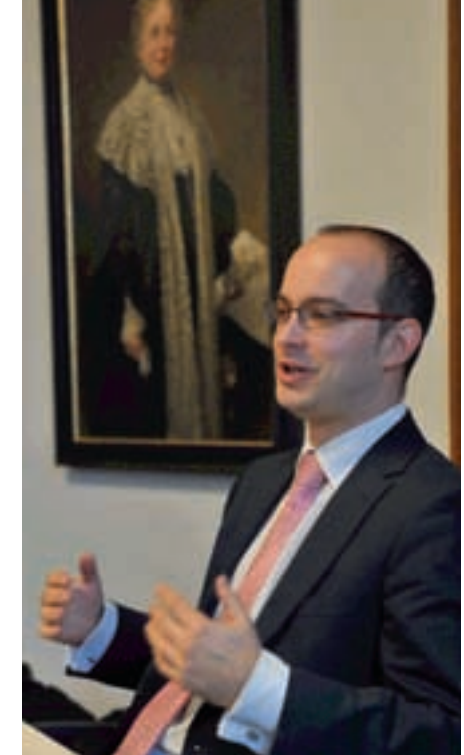
Klatt Es ist wunderbar, dass das „Querulanten-tum“ in der Astronomie offenbar zur Wissenschaftskultur gehört. In der Rechtswissenschaft ist das vollkommen anders! Und daran wird sich auch nichts ändern, solange derlei Probleme nicht öffentlich diskutiert werden. Die aber sind mit starken Tabus belegt.

Tabus?

Klatt Ja, es gibt Tabus und strukturelle Hindernisse. Es ist beispielsweise ein Tabu, an Peer Review-Verfahren zu rütteln, die aber häufig nur dazu angetan sind, eine bestimmte Fachkultur aufrecht zu erhalten, an der man dann auch wieder nicht rütteln darf. Auch die üblichen Begutachtungsverfahren verhindern häufig die Entstehung neuer Meinungen. Da sind Machtkartelle am Werke, die echte Fortschritte verhindern.

Springel Das kann ich nur bestätigen. Ich bin selbst Gutachter, und meine Stellungnahmen werden nicht geprüft. Es kann also immer zu Fehlsteuerun-

Meinung



Matthias Klatt

„Es gibt Machtkartelle in den Wissenschaften.“

gen kommen, weil die *community* Jahrzehnte lang der Lehrmeinung einflussreicher Fachvertreter folgt – die sich am Ende als schlicht falsch herausstellt.

Lipphardt Bei Tabus muss es sich nicht unbedingt um Denk- oder Sprechverbote handeln. Es gibt auch „Grenzen des Sagbaren“, wie Michel Foucault es ausdrückte. Der Diskurs stellt die möglichen Redeweisen bereit, innerhalb dessen etwas „sagbar“ ist; er gibt die Grenzen vor, bis zu denen man sich überhaupt hindenken kann.

Albert Einstein hatte schon mit der Relativitätstheorie die „Grenzen des Sagbaren“ seiner Zeit arg strapaziert. Als aber die Quantenphysik auf der wissenschaftlichen Bühne erschien, wollte er beweisen, dass sie falsch sei – ohne Erfolg, wie wir heute wissen.

Springel Ja, das ist in der Tat ein interessanter Streit! Einstein dachte, in der Quantenphysik stecke ein fundamentaler Fehler. Dieser Streit belebt die Forschung nach wie vor, und die Versuche, Relativitätstheorie und Quantenphysik etwa in einer „Theory of Everything“ zu vereinen, reißen nicht ab. Es gibt



Volker Springel

„Die enfants terribles haben ihren festen Platz in der Astronomie.“

natürlich ungelöste Fragen in der Kosmologie und bei den Fragen zur Entstehung des Universums. Wir wissen zwar heute, dass es den Urknall gegeben hat, und wir können nahe an ihn heranrechnen. Wo aber die Gesetze der Physik nicht anzuwenden sind, liegt jenseits des Beweisbaren das Reich der Meinung.

Fragen zur Entstehung und Beschaffenheit des Universums sind wohl seit jeher so umkämpft, dass in den einschlägigen Wissenschaften ein Pluralismus der Theorien und Meinungen offenbar antrainiert ist und die Grenzen des Sagbaren weit gezogen sind. Wieviele Wahrheiten kann es denn geben in der Wissenschaft?

Klatt In der Rechtswissenschaft gibt es eine Theorie, die besagt, dass jedes juristische Problem nur eine einzige richtige Lösung haben könne. Natürlich ist diese Theorie umstritten, und die Alltagserfahrung lehrt scherzhaft das Gegenteil: Frage drei Juristen, und du bekommst fünf Antworten ... Tatsächlich sind Juristen darauf trainiert, mit Meinungen umzugehen. Sie müssen „Abwägungen“ formulieren, einen „Meinungsstreit“ dialektisch bewältigen können – und daraus könnte folgen, dass die lebhafteste Debatte über Forschungsgegenstände auch in der Rechtswissenschaft zu Hause ist.

Die Wahrheit sieht anders aus. Schon im Studium wird Stromlinienförmigkeit anerzogen, abweichende Meinungen werden nicht gern gesehen. Dazu kommt, dass die Rechtswissenschaft tendenziell strukturell konservativ ist, sich gern staatstragend zeigt und inhaltliche Positionen über Generationen hinweg weitergibt. Und ein Jurist, der sich wissenschaftlich mit einer ganz bestimmten Materie befasst, weiß – oder wird zur rechten Zeit darauf hingewiesen – dass seine Mühe vergeblich sein kann, wenn eine gerichtliche Instanz in der Rechtspraxis anders entscheidet.

Springel In der Astronomie ist ja der Gegenstand ein ganz anderer. Juristen haben einen relativ festen

Kanon, mit dem sie arbeiten; in vielen Naturwissenschaften verändert sich aber der Gegenstand permanent. Was einmal gesichert scheint, bleibt es vielleicht nicht lang. Die Astronomie hat auch keine „Instanzen“, deren mögliche Haltung sie berücksichtigen muss. Was gilt, ist eine interne Entscheidung der Wissenschaft, die in einem Aushandlungsprozess herbeigeführt wird.

Lipphardt Dem kann ich nur zustimmen. Eine „gesicherte Erkenntnis“ ist immer das Resultat eines Aushandlungsprozesses, und die Mehrheit der (einflussreichsten) Wissenschaftler entscheidet. In der Wissenschaftsgeschichte gibt es allerdings etliche Fälle, in denen sich auf lange Sicht dann doch die Minderheit mit innovativen Ideen durchgesetzt hat. Auch die Grenzen zwischen Wissenschaft und Meinung oder etwa das, was als „sachlich“ gelten darf, werden kollektiv bestimmt.

So wurde beispielsweise die Erforschung der menschlichen „Rassenvielfalt“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert stets von heftigen Auseinandersetzungen begleitet, die sich oft um Grundsätzliches drehten und in denen eine Minderheit von Wissenschaftlern die Wissenschaftlichkeit von Rassenforschung prinzipiell in Frage stellten. In Deutschland wie auch anderswo hielt die Mehrheit der Forscher die Existenz von Rassen für objektiv gesichertes Wissen. Als sich englischsprachige Forscher in den 1940er-Jahren endlich dazu durchrangen, sich gegen ihre deutschen Kollegen auszusprechen, wandten sie sich nur gegen die sogenannte Ariertheorie – nicht gegen Rassenforschung an sich. Auch heute ist die Erforschung der genetischen Diversität der Menschen ein unter Wissenschaftlern heiß umstrittenes Thema. Die in Deutschland herrschende Vorstellung von der Geschichte der Rassenforschung tabuisiert solche Komplexitäten.

Mit anderen Worten: Es kommt auch immer auf die gesellschaftliche Rolle eines Faches an, bzw. wie stark es in die Belange des Alltags eingebunden ist? Wie schnell sich eine Galaxie dreht, kann mir egal sein, ein humanbiologischer Diskurs kann sich in der Gesetzgebung niederschlagen, und die wiederum kann enorme Auswirkungen auf den Einzelnen haben.

Klatt Es gibt in der Rechtswissenschaft das Phänomen, dass es einerseits einen Spielraum gibt, andererseits einen Richtigkeits- und Absolutheitsanspruch. Die Juristen forschen und beraten, der Bundestag macht die Gesetze, und der Wortlaut definiert nicht punktuell, sondern markiert einen Rahmen, innerhalb dessen ausgelegt werden kann. Am Ende muss das Ganze natürlich eine Bindungswirkung haben, wir brauchen schließlich Rechtssicherheit.

Wissenschaftler forschen, Politiker machen Gesetze, die wiederum haben Wähler – wie wichtig ist bei alledem die öffentliche Meinung?

Springel Die Meinungsfreiheit ist ein hohes Gut in einer Gesellschaft wie der unseren. Das führt auch dazu, dass alles sofort bewertet wird und dass jeder glaubt, über noch so komplexe Dinge urteilen zu können. Dabei kommt die wissenschaftliche Beratung in Gesellschaft und Politik oft zu kurz. Das ist aber ein ganz normales Spannungsverhältnis in der Demokratie, und Meinungsfreiheit heißt eben auch, abschließend eine „falsche“ Meinung haben zu dürfen.

Klatt Die Vermittlung von Wissenschaft muss in der Tat viel besser werden. Die Gesellschaft will klare Botschaften und griffige Zahlen – da gibt es großen Nachholbedarf in der Darstellung. Nur leider ist es in der Wissenschaft häufig schlecht angesehen, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Auch diejenigen, die es gut könnten, halten sich zurück, weil sie Karriereprobleme bekommen können. Auch bei Berufungen spielen zum Beispiel „populäre“ Publikationen überhaupt keine Rolle. Das sehe ich kritisch!

Lipphardt Bei der Darstellung von Wissenschaft kommt es meines Erachtens vor allem darauf an, nicht zu suggerieren, dass es einfache und klare Botschaften geben kann. Wenn „Objektivität“ ein

Aushandlungsprozess und Meinungsstreit die Quintessenz der Wissenschaft ist, sollte das Publikum nicht in der falschen Gewissheit gewiegt werden, die Wissenschaft könne alles endgültig feststellen. Aber für Uneindeutigkeit will niemand bezahlen. So verkünden Genetiker und Medien immer noch die „Entdeckung“ von Genen, die angeblich für bestimmte Charaktereigenschaften verantwortlich seien (z.B. Untreue!). Das wird der Komplexität der Forschung und der Forschungsergebnisse überhaupt nicht gerecht. Die Wissenschaft trägt in weiten Teilen immer noch an ihrem Objektivitätsversprechen aus dem 19. Jahrhundert. Wenn man die tief verwurzelte Sehnsucht nach der Einfachheit, nach Orientierung und nach der eindeutigen Meinung auf die Wissenschaft projiziert, hat man aber ein Problem. Es ist eines der größten Probleme unserer heutigen Wissensgesellschaft. ///

MATTHIAS KLATT

Der Rechtswissenschaftler ist seit 2007 Mitglied der Jungen Akademie. Seit 2008 ist er Juniorprofessor für Öffentliches Recht, Europarecht, Völkerrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Hamburg. Seine Forschungsgebiete sind Deutsches und Europäisches Verfassungsrecht, Verwaltungsverfahrens- und Verwaltungsprozessrecht, Comparative Public Law, Rechtsphilosophie und Rechtstheorie.

VERONIKA LIPPHARDT

Veronika Lipphardt ist Biologin und Historikerin. Als Leiterin der Unabhängigen Forschungsgruppe „Historicizing Knowledge about Human Biological Diversity“ am Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte verbindet sie beide Fächer. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte der Lebenswissenschaften, der Anthropologie, der Humangenetik und der Humanwissenschaften im 20. Jahrhundert, Jüdische und Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts sowie die Geschichte des Rassismus im 20. Jahrhundert. Mitglied der Jungen Akademie ist sie seit 2010.

VOLKER SPRINGEL

Der Astronom ist Professor für Theoretische Astrophysik an der Universität Heidelberg und Forschungsgruppenleiter am Heidelberger Institut für Theoretische Studien (HITS), Mitglied der Jungen Akademie seit 2006. Seine Forschungsgebiete sind die Strukturentstehung im Universum vom Urknall bis zur heutigen Epoche mit Schwerpunkt auf der Entstehung und Entwicklung von Galaxien und ihren eingebetteten superschweren Schwarzen Löchern sowie der Dynamik der dunklen Materie und der dunklen Energie.

Meinung

Wie trivial ist trivial?

Eine kleine Geschichte der Meinung in der Mathematik VON LÁSZLÓ SZÉKELYHIDI

Meinung

Im Januar 2005 war es endlich so weit: Der Satz war wasserdicht bewiesen. Mit 138 Definitionen, 1381 Hilfssätzen und auf insgesamt 59.000 Zeilen entstand der Beweis, der jeden Zweifel über die Korrektheit des Satzes von Camille Jordan aus dem Jahre 1887 ausräumen konnte. Demnach hat jede geschlossene, einfache – das heißt: sich nicht schneidende – Kurve in der Ebene genau ein Inneres und ein Äußeres, teilt also die Ebene in zwei Teile. Der Jordan'sche Kurvensatz hat trotz seiner für jedermann anschaulichen, ans Triviale grenzenden Aussage, eine belebte Geschichte mit vielen verschiedenen Beweisen, die zum Teil heftig kritisiert wurden. Für manche waren sie auch nicht ausreichend rigoros, bis Thomas Hales 2005 einen komplett computergestützten formalen Beweis lieferte. Die Geschichte des Satzes zeigt exemplarisch den Einfluss jener fundamentalistischen Bewegung der Mathematik der Jahrhundertwende, die das Euklidische Ideal formaler Beweise und Axiome bis ins Extrem trieb. Sie zeigt auch, dass die Mathematik bei weitem nicht so schwarz-weiß und richtig-oder-falsch ist, wie dies gerne dargestellt wird. Es besteht eine tiefe Kluft zwischen dem hohen Anspruch auf Rigorosität und ewige Wahrheiten einerseits und der großzügigen Toleranz für Fehler und Beweislücken in der Praxis andererseits. Beweise werden in der Regel eben nicht vom Computer auf ihre Korrektheit geprüft und danach in Stein ge-

meißelt, sondern sollen vor allem eines: den Leser oder Hörer überzeugen. Insofern ist ein mathematischer Beweis ein psychologisches Instrument, das je nach Situation und Publikum unterschiedlich einsetzbar ist, und es kann dementsprechend als schön oder als nicht überzeugend bewertet werden.

So kam es, dass Oswald Veblen 1905 zur Blütezeit des mathematischen Fundamentalismus Jordans Beweis als lückenhaft und ungenügend kritisierte. Seine Kritik – aus dem Kontext gerissen – wurde in den folgenden 100 Jahren von vielen Autoren zitiert und, wie bei Gerüchten üblich, so weit verstärkt, dass der Beweis als falsch gebrandmarkt wurde. Dabei ‚erinnert‘ sich niemand mehr an den Fehler, wie Hales 2005 bemerkt. Die Kritik von Veblen, gerechtfertigt oder nicht, führte allerdings zu einer Reihe von alternativen Beweisen, Fehlern und Gegenbeispielen, die alle zu einer Ausweitung der Kenntnisse in der Geometrie und Topologie der Ebene beitrugen. Die wesentliche Leistung von Jordan bestand darin zu erkennen, dass der Kurvensatz überhaupt einen Beweis benötigt. Dass eine Aussage in der Mathematik immer eines Beweises bedarf, ist zwar allgemein bekannt, führt aber in der Praxis zu Schwierigkeiten. Denn was ist mit ‚trivialen‘ Aussagen wie: $1+1=2$? Wann reicht ein „Der Beweis wird dem Leser als Übung überlassen“, und ab wann braucht eine Aussage einen detaillierten Beweis? Das eine Extrem führt, wie Hales zeigt, zu Komplexitäten, die jeden Beweis unbrauchbar machen. Und ohne ein gewisses Vertrauen in Theoreme und Beweise müsste man jedes Mal das Rad neu erfinden. Der Jordan'sche Kurvensatz mag zwar so anschaulich wirken, dass ein Beweis auf den ersten Blick pedantisch wirkt, aber ähnlich anschauliche Aussagen können auch zu Überraschungen führen. L. E. J. Brouwer hatte zum Beispiel im Laufe der Diskussion um Jordans Satz gezeigt, dass die Aussage, eine einfache Kurve in der Ebene könne höchstens von zwei Gebieten die gemeinsame Grenze sein, falsch ist.

Das richtige Maß an Detail in einem Beweis ist also eine Komponente des wissenschaftlichen Fortschritts, das – wohl zurecht – sehr von der Meinung anderer abhängt. Leider geht bei der explodierenden Anzahl von Publikationen und Journalen diese ‚Pingeligkeit‘ zu oft verloren – aber das ist nur meine Meinung. ///



Termine 2011

Notizen

-
- 13. JANUAR** Dritte Akademievorlesung „Evolution von Moral“ (Konzeption und Moderation der Vorlesungsreihe Wolfgang Forstmeier, Die Junge Akademie): Naturalistische Ethik ohne naturalistischen Fehlschluss? Mit Eckart Voland (Gießen) und Gerhard Ernst (Stuttgart). Berlin, Akademiegebäude.
-
- 22. JANUAR** Salon Sophie Charlotte der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Beitrag der Jungen Akademie: „Die Angst vor dem Empfangen – Zu Tisch mit dem Mäzen!“ Der diesjährige Salon steht unter dem Thema „Mäzene. Liebhaberinnen und Liebhaber der Wissenschaften und der Künste“. Die Junge Akademie wird das Phänomen der Forschungsförderung durch private Stifter in Szene setzen: Drittmittel zur Förderung? Die nimmt die Forschung gerne an. Wie gut, dass es auch noch Mäzene gibt! Was aber, wenn die rote Grütze nicht schmeckt?
-
- 25. MÄRZ
BIS 27. MÄRZ** Plenarsitzung der Jungen Akademie, München.
-
- 12. MAI
BIS 15. MAI** Drittes British-German Frontiers of Science Symposium in Kooperation mit der Royal Society, London, und der Alexander von Humboldt-Stiftung. Kavli International Centre, North Buckinghamshire.
-
- 13. MAI** Vierter Salon „Kunst + Wissenschaft“ der AG *Kunst als Forschung?* in Zusammenarbeit mit der Akademie der Künste, Akademie der Künste, Berlin.
-
- 17. JUNI
BIS 18. JUNI** Plenarsitzung und Arbeitsgruppentreffen der Jungen Akademie, Berlin.
-
- 18. JUNI** Festveranstaltung und Sommerfest der Jungen Akademie, Berlin.
-

Junge Akademie macht Schule

Ein Workshop in der Schorfheide

Arbeit

Es war das Ende der grauhaarigen Männer. An einem Wochenende in der Schorfheide verschwanden sie als Inbegriff des Professors endgültig aus der Vorstellungswelt einer Gruppe Schüler, die einer Einladung der Jungen Akademie gefolgt war. „Es war spannend zu sehen, wie Forscher wirklich sind“, sagt Marlen Reusser, Schülerin aus Bern. Dass sich die Beschäftigung mit ernsten Themen auch in lockerer Atmosphäre abspielen kann, sorgte für zusätzliche Verblüffung.

„Wir wollten einem recht diffusen Bild von Professoren und Wissenschaft Konturen geben“, sagt László Székelyhidi, Mitglied der Jungen Akademie und Initiator des Workshops „Junge Akademie macht Schule“. Vom 29. bis zum 31. Oktober 2010 kamen 11 Schülerinnen und Schüler aus Bern, Bonn, Hamburg und München ins nördliche Brandenburg, um sich darüber aufklären zu lassen, was Wissenschaft eigentlich ist, wie man Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler wird und wie man mit der Wissenschaft lebt. Leitfaden war zum einen das Thema des Wissenschaftsjahres 2010: „Die Zukunft der Energie“. Zum anderen wurde eines der Kernanliegen der Jungen Akademie vermittelt: die interdisziplinäre Forschung. Dementsprechend weit war das Fächerspektrum angelegt, das die angereisten Mitglieder der Jungen Akademie repräsentierten: Vertreten waren Informatik, Wissenschaftstheorie und -geschichte, Geschichte, Mathematik, Bio-Informatik, Physik und Geoökologie.

Im Auditorium des Tagungshotels herrschte denn auch stets konzentrierte Aufmerksamkeit bei den Vorträgen zu Themen wie Energieverbrauch, mathematische Modellierung beim Energiemix, Verteilungsgerechtigkeit, Ethik oder Wüstenbildung. Schließlich haben sie Bezug zum Alltag eines jeden einzelnen, selbst wenn sie auf den ersten Blick rein akademisch zu sein scheinen.

Eine spezifische Eigenschaft der Jungen Akademie löste bei den Schülerinnen und Schülern große Begeisterung aus. „Einerseits bekamen wir profunde Fachkenntnisse vermittelt“, erzählt der Bonner Schüler Benedikt Kolbinger. „Zum anderen entstand



eine ungeheure Dynamik dadurch, dass das Thema Energie interdisziplinär dargestellt wurde“, ergänzt Marlen Reusser. Begeistert waren aber nicht nur die Schüler. „Der Workshop hat alle unsere Erwartungen übertroffen“, freut sich László Székelyhidi. „Normalerweise ist es sogar an der Uni sehr viel schwieriger, junge Leute zu guten Präsentationen und zu einer lebhaften Debatte zu bewegen.“ Dabei waren die Standards hoch gesetzt, wie Székelyhidi betont.

„Was meine Schüler am meisten beeindruckt hat, waren die ernsthaften Diskussionen, in denen nicht schon vorher feststand, was herauskommen sollte“, erzählt das Junge Akademie-Mitglied Ulrike von Luxburg aus Hamburg. „Und dass so ein Diskussionsergebnis offen und unentschieden sein kann, ohne dass eine ‚überlegene‘ Position festgelegt wurde, kannten sie gar nicht.“

Alles in allem gelang es, die angemessene akademische Ernsthaftigkeit mit einer belebenden Atmosphäre zu verbinden. „Es sind einfach tolle Leute“, sagen Marlen und Benedikt, die sehr viel mehr gelernt haben als „nur“ zu erleben, wieviele Sichtweisen es auf das komplexe Thema „Energie“ geben kann und wie man sie am besten zusammenführt. „Wir haben bei diesem Workshop erkannt, dass man Wissenschaftlern auch einfache Fragen stellen und ganz normal mit ihnen diskutieren kann.“ Würden sie noch einmal an einem solchen Workshop teilnehmen? „Ja, natürlich!“

Die Bilanz des Workshops ist mehr als gut, findet auch László Székelyhidi. Man will in Kontakt bleiben mit denjenigen, die dieses Mal dabei waren, und man will in jedem Falle mit neuen Schülergruppen weitermachen. „Wir müssen aber noch bessere Möglichkeiten finden, Kontakt mit Schülern aufnehmen zu können.“

///

Kanarische Verschränkungen

Die „Grenzen der Quantentheorie“ und ihre Herausforderung

Ach, Teneriffa, wilde Schönheit vor der afrikanischen Küste, Ort der Zerstreuung und der Bade-freuden, Kleinod der Natur ...

Aber deswegen waren die Forscher nicht gekommen. Vom 6. bis zum 8. Mai 2010 traf sich auf Einladung der Arbeitsgruppe „Grenzen der Quantentheorie“ ein gutes Dutzend Wissenschaftler aus Physik, Mathematik und Philosophie auf der kanarischen Insel zum Workshop „Quantum Coherence and Entanglement on Macroscopic Scales“, um über Dinge zu diskutieren, die vielen Menschen allenfalls ein Stirnrunzeln entlocken: Ein Zustand und sein Gegenteil können gleichzeitig existieren, eine Katze ist gleichzeitig tot und lebendig, und kilometergroße verschränkte Quantenobjekte schwirren ungesehen durch die Luft. „In der Quantenphysik wird vieles auf den Kopf gestellt“, sagt AG-Sprecherin Christine Silberhorn, „und in manchen Darstellungen bekommt sie sogar einen esoterischen Beigeschmack.“

Philip Walther ist ein Freund der spukhaften Fernwirkung. Das Junge Akademie-Mitglied aus Wien hielt den ersten Vortrag des Workshops, nachdem seine Mitakademiker Mathias Kläui und Walter Hofstetter eingeführt hatten. Bei dem kanarischen Treffen ging es um die Verschränkung von Teilchen auf makroskopischen Skalen, denn die spielt in vielen Bereichen der modernen Physik eine zentrale Rolle, sei es in der Kosmologie, sei es bei der Forschung auf dem Weg zum hyperkomplexen Quantencomputer. „Verschränkung meint eine Überlagerung von Eigenschaften in zwei voneinander getrennten Teilchen“, erklärt Walther sein Forschungsgebiet. „Wird ein Teilchen gemessen, so kommt als erstes der reine Zufall ins Spiel, so dass eine der überlagerten Eigenschaften real wird“, fährt er fort. Aber aufgrund der Verschränkung mit einem anderen Teilchen, das beliebig weit entfernt sein kann, nimmt dieses denselben Zustand wie sein just gemessener Zwilling ein, ohne dass eine wie auch immer geartete Kommunikation stattgefunden hätte. Esoterisch fand das zumindest Albert Einstein, der wegen dieser „spukhaften Fernwirkung“, wie er es nannte, die Quantenphysik zeit seines Lebens kritisierte. Die Tatsache, dass die Quantentheorie prinzipiell keine Vorhersagen bezüglich des Messergebnisses von Überlagerungen liefern kann, sondern den reinen Zufall als Bestandteil der Theorie hat, lehnte er ebenfalls als inakzeptabel ab. Berühmt

wurde sein Zitat: „Gott würfelt nicht.“ Mit Realität hatte das seiner Ansicht nichts mehr zu tun, und Physik sollte nun einmal Realität beschreiben.

Das Teneriffa-Experiment soll den Kritikern, die Verschränkungen über kleine Entfernungen bislang als wenig beweiskräftig abtaten, den Wind aus den Segeln nehmen. „144 Kilometer zwischen den Inseln La Palma und Teneriffa sind ein Entfernungsrekord miteinander verschränkter Photonen“, betont Philip Walther. Ein weiterer Punkt für die Quantenphysiker, die immer noch nicht endgültig aus dem wissenschaftlichen Schneider sind. Noch sind nicht alle mathematischen Anfechtungen ausgeräumt, noch gibt es einige, die „irgendwie versuchen, die Realität zu retten“, sagt der Physiker. Er selbst hält es mit seinem Lehrer und Institutschef Anton Zeilinger, einem der derzeit maßgeblichen Quantenphysiker: „Es stellt sich letztlich heraus, dass Information ein wesentlicher Grundbaustein der Welt ist. Wir müssen uns wohl von dem naiven Realismus, nach dem die Welt an sich existiert, ohne unser Zutun und unabhängig von unserer Beobachtung, irgendwann verabschieden.“

Und hier traten dann auch die Philosophen im Workshop auf den Plan mit einer zunächst einfach scheinenden Frage: Was ist eigentlich Realität? Was gibt uns die Natur, was nicht? Welche minimalen Axiome müssen erfüllt sein, damit wir Quantenphysik betreiben können?

Die Verschränkung der scheinbar weit auseinanderliegenden Disziplinen mehrte den Erkenntnisgewinn für alle, wenn auch noch nicht alle offenen Fragen der Quantenphysik abschließend geklärt werden konnten. Der nächste Workshop der Arbeitsgruppe ist für 2011 geplant, der bisherige Zuschnitt hat sich bewährt. „Im Workshop gab es wenig fachlichen Überlapp“, freut sich Philip Walther. „Jeder musste klar und einfach reden.“ Das kleine Format tat ein Übriges.

///

Arbeit

Spukhaften Fernwirkungen auf der Spur. Die ESA-Sternwarte auf Teneriffa hat ein Teleskop mit einer festgeschraubten Linse. Die brauchen die Quantenphysiker, um mit geradem „Blick“ hinüber schauen zu können zur Nachbarinsel La Palma – anstatt mit in den Nacken gelegtem Kopf nach oben in die Sterne



Hörensagen

Die Wiener Tagung der AG *Klang(welten)*

Arbeit

Drafi Deutscher hätte sicher den gesamten Klangraum des Tagungshotels benötigt, um dem Komponisten seines größten Erfolges die Ehre zu erweisen. Der brauchte lediglich einen weißen Flügel namens „Ehrbar“, um gut gelaunt seinen Vortrag zu begleiten. Wer aber *Marmor, Stein und Eisen bricht* erwartete, wurde enttäuscht. Der Komponist beginnt zu sprechen und spielt dann *Hänschen ... schöner Götterfunken* ... Wie bitte? „Die Qualität des künstlerischen Einfalls ist immer dieselbe“, erklärt Christian Bruhn, einer der ganz Großen der deutschen U-Musik-Sparte, dem verblüfften Publikum. „Allenfalls Erfindungshöhe und Komplexität mögen unterschiedlich sein.“ Das hätte grimme Gegner der „leichten Musik“ wie Theodor W. Adorno kaum getröstet, aber: „Es ist kein Zufall“, bekräftigt Wolf Gerhard Schmidt die lehrreiche Grenzüberschreitung. „Die emotionale Kraft und ‚Verstehbarkeit‘ tonal gebundener Musik hat ihre Grundlage in beweisbaren musikalischen Universalien!“

Was heißt hier „Klang“?

„Die kulturanthropologische Beschäftigung mit Klangphänomenen hat sich in jüngster Zeit zum ambitionierten Forschungsfeld entwickelt“, erklärt Schmidt, Mitglied der Jungen Akademie und Privatdozent für Literatur-, Musik- und Theaterwissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. „Wir können die Musikgeschichte nicht ganz und gar kulturrelativistisch betrachten“, fügt er hinzu. „Tatsächlich gibt es angeborene Wahrnehmungsraster.“ Lange schien man sicher zu leben mit dem Primat des Sehens. „Doch angesichts der einzigartigen Affektivwirkung des Hörens wird diese These heute aus verschiedenen Perspektiven hinterfragt.“ Und genau das tat die Tagung „Faszinosum ‚Klang‘“, die vom 14. bis 17. Oktober 2010 in Wien stattfand; Schmidt hatte sie im Auftrag der AG *Klang(welten)* organisiert.

Wenn ein Mitglied der Jungen Akademie ein wissenschaftliches Symposium plant, wird mit Sicherheit der Rahmen des Möglichen weit ausgeschritten: Spezialisten bleiben dezidiert nicht unter sich, und so meint „Klang“ hier auch nicht nur den Wohlklang aus dem gehobenen Repertoire der musikalischen Bildungsgüter. Klang meint auch den Lärm, der uns

täglich übertönt und zu dem auch Musik werden kann, wenn sie in Konkurrenz zu unserem Konzentrationswillen tritt – und das nicht nur bei den Massenveranstaltungen der Unterhaltungsindustrie, wenn schließlich der Wunsch nach der klangfreien Zone laut wird. Klang meint auch die mitunter nervtötenden Reklame-Jingles, die ziemlich frech ausgerechnet wegen ihrer verborgenen Genialität so nerven – und trotzdem so wirken.

Klang meint auch das, was im Gehirn beim Hören geschieht: Was kann es bedeuten, dass die Oktavkartierung quasi eingebaut und der Mensch offenbar von Natur aus musikalisch ist? „Klang“ meint natürlich auch den Klang der Sprache, die Frage nach dem Rhythmus im Gedicht – und was bitte ist ein „ästhetisches Wiesel“?

Die interdisziplinäre Orchestrierung

Die Wiener Tagung eröffnete hierzu weitreichende interdisziplinäre Perspektiven. Über 20 Vortragende besprachen, besangen und bespielten ein Thema, bei dem viele sich gern Expertise zuschreiben, das aber in Wahrheit so kompliziert ist wie kaum eines. Deshalb waren die Vortragenden sorgfältig ausgewählt, höchster wissenschaftlicher Standard sollte garantiert sein. Vertreten waren Disziplinen wie Psychoakustik, Kognitions-/Musikpsychologie, Musikanthropologie, Musikethnologie, Musiktherapie, Kulturwissenschaft, Literatur-/Theaterwissenschaft, Akustikdesign, Komposition und Kunstgesang.

In verdichteter Form bearbeitete die Konferenz das Anliegen der AG *Klang(welten)*, die sich durchaus nicht, so Schmidt, auf die Aktualisierung, Vertiefung und Erweiterung bereits vorliegender Erkenntnisse beschränken will. „Die Arbeitsgruppe möchte vielmehr – was bisher kaum geschehen ist – fragen, welche Konsequenzen sich hieraus für (Kultur-) Geschichte, Kunstproduktion und -rezeption, Ästhetiktheorie und (Bildungs-)Politik ergeben.“

Der Beginn der Tagung war „Klang und Sprache“ gewidmet; so hießen die Themen etwa *Sprache und Musik um 1800* – vorgetragen von Andreas Kablitz, dem renommierten Komparatisten aus Köln, Mit-



glied der Leopoldina. „Klang und Kognition“ eröffnete den zweiten Tag; für die Klärung der Begriffe sorgte eingangs der Bochumer Kommunikationsakustiker Jens Blauert mit seinem Vortrag *Die Dinge, Gefühle und Gedanken der auralen Welt – eine epistemologische Analyse*.

„Wie klingt denn Ihr Ketchup?“, müssten sich Produzenten der Tomatenwürze fragen lassen, wenn sie bei Heiko Schulz, einem Experten für akustische Werbung, ein Audiologo in Auftrag gäben – Schulz besorgte quasi die klangökonomische Erweiterung der Diskussionen über die naturgegebene Obertonreihe, den Tristan-Akkord und die komplexen Fragen zur Tonalität und ihre letztlich nicht sehr erfolgreichen Gegenspielerinnen Atonalität, Dodekaphonie und (Post-)Serialismus. „Können wir überhaupt zwei Töne hören, ohne sie aufgrund von Naturakustik und Hörphysiologie in einen tonalen Zusammenhang zu bringen?“ fragte Konferenz-Organisator Schmidt denn auch in seinem Vortrag mit Bezug auf die ‚Neue Musik‘ eines Schönberg, Stockhausen oder Cage. Schließlich erweitert sich in der Kunstmusik das kanonisierte Repertoire seit Beginn des 20. Jahrhunderts kaum mehr: „Zeitgenössische E-Musik wird trotz vielfältiger Initiativen weltweit kaum aufgeführt und rezipiert, und seit dem 20. Jahrhundert haben wir zum ersten Mal in der Geschichte einen Musikbetrieb, der nicht auf der ‚Avantgarde‘ seiner Zeit basiert“, weiß Schmidt. „‚Ubiquität‘ und ‚Resistenzkraft‘ (Adorno) der Tonalität sind ungebrochen“, erklärt er auch in seinem Vortrag mit dem Bernstein-Zitat im Titel *Die qualvolle Sehnsucht nach der Tonalität – Musikdiskurse im Problemfeld von Anthropologie, Kulturgeschichte, Innovation und Wirkung*.

Schmidts Ausführungen verbanden sich thematisch mit denen von Stephanie Klauk über *Kirchentöne versus Dur-Moll-Tonalität*, einem Bonbon für Spezialisten der Musikwissenschaft zum 16. Jahrhundert,

in dem sich bekanntlich die Hörpräferenz für Dur und Moll herausbildet, und von Rolf Oerter, der fragte, warum die mehrstimmige Musik vom Abendland aus die Welt erobert habe. Der abschließende Sonntag war dann ganz den Sphärenklängen und der Transzendenz gewidmet, doch auch die Produktion von Sinnlichkeit durch Musik, von Gefühl schlechthin bis zur Ekstase spielte hier eine große Rolle. Und schließlich: Weshalb kann Musik eine funktionalisierbare Waffe zur Verführung, zur Manipulation von Menschen sein?

Bachgeriesel

„Alle Teilnehmer haben die Tagung als überaus inspirierend empfunden“, freut sich Wolf Gerhard Schmidt. Vor allem auch durch die Anwesenheit der Künstler, die man gewinnen konnte, von ihrer Kunst zu singen, zu sprechen und zu spielen. Außer Christian Bruhn, dem Komponisten, kamen der Bayreuth-Heldenbariton Siegmund Nimsgern, die bekannte Gegenwartsschriftstellerin Lea Singer und der Dirigent Cornelius Meister. Eines der Geheimnisse der Schönheit von Musik verrät übrigens Komponist Bruhn ganz zum Schluss: Nach kompliziertem Aufbau liegt die Erlösung in der Einfachheit.

Dies soll auch für unsere Berichterstattung gelten: Das „ästhetische Wiesel“ ist nicht nur ein Vortragsgegenstand zum Thema „Klang und Sprache“, es bewohnt vor allem ein Gedicht von Christian Morgenstern ... sitzt auf einem Kiesel ... inmitten Bachgeriesel – „um des Reimes willen“.

///

Im Jahr 2011 soll der Sammelband zur Tagung erscheinen, basierend auf einem Peer Review-Verfahren. Ebenfalls in diesem Jahr ist eine ähnlich interdisziplinär angelegte Tagung der AG *Klang(welten)* vorgesehen – zum Thema „Körperbilder in Kunst und Wissenschaft.“

Arbeit

Köpfe



DANIEL CHAPPELL

Ein Arzt im Raum schafft Sicherheit – zumal so einer wie Daniel Chappell, Anästhesiologe in München, der zudem über ein Diplom im Rettungsdienst verfügt. Seiner Forschung verdanken wir neue Einblicke in die physiologische Funktion der Gefäßinnenwand, mit deren Schutz Gewebeschäden, Sepsis oder Herzversagen zu vermeiden sind.

Daniel Chappell empfiehlt sich auch durch sein Engagement für eine bessere Lehre in der Medizin und durch seine Erfahrung als Mitglied des europäischen Jugendparlaments. In den Diskussionen mit ihm wollen wir gerne seine parlamentarische Routine abrufen – und hoffen, seine rettungsdienstlichen Kompetenzen nicht in Anspruch nehmen zu müssen.



SVEN DIEDERICHS

Das Fachgebiet von Sven Diederichs ist die molekulare Bio-Medizin. Seit zwei Jahren leitet er in Heidelberg eine Nachwuchsgruppe, die sich der Molekularbiologie der Ribonukleinsäuren widmet, insbesondere ihrer Bedeutung für die Bildung von Tumoren. Der Brückenschlag zwischen Grundlagenforschung und klinischer Anwendung ist dabei Programm.

Eine Brücke schlagen möchte Sven Diederichs auch aus der Wissenschaft in die Gesellschaft: Er will naturwissenschaftliche Erkenntnisse breit und verständlich vermitteln, um so eine gut informierte Diskussion über die Inhalte anzuregen. Darüber freuen wir uns besonders – denn auch wir würden gerne gut informiert mit Sven Diederichs diskutieren.



KIRILL DMITRIEV

Grenzgänge gehören zum Tagesgeschäft des Arabisten Kirill Dmitriev. Für breite Diskussionen in der Jungen Akademie bringt er beste Voraussetzungen mit: Klassisches Arabisch, Koptisch, Äthiopisch, Syrisch, Altgriechisch, Hebräisch, Latein, Sabäisch und Altkirchenslawisch – wer mag da noch zurückgreifen auf seine Kenntnisse des modernen Arabisch, Englisch, Russisch und Französisch?

In seiner literaturanthropologischen Dissertation beschäftigte sich Kirill Dmitriev mit dem poetischen Werk eines arabischen Autors des 7. Jahrhunderts. Derzeit untersucht er als Dilthey-Fellow in Berlin die arabische Kultur der Spätantike und überschreitet dabei nicht nur regionale und sprachliche, sondern auch disziplinäre Grenzen. Nun bringt Kirill Dmitriev seine interkulturelle Kompetenz in die Debatten der Jungen Akademie ein – und wird uns damit sicher zu manchem Sprung über unsere eigenen Grenzen motivieren.



MARC HELBLING

Den Politologen Marc Helbling verschlug es 2009 aus Zürich an das Wissenschaftszentrum Berlin, und zwar in die Abteilung „Migration, Integration, Transnationalisierung“. Diesem Themenkreis widmete sich auch seine Dissertation zu den Einbürgerungspraktiken in Schweizer Gemeinden. Auch die folgenden Studien beschäftigten sich immer wieder mit dem „Fremden“ und wie man ihm in zunehmend heterogenen Gesellschaften begegnet.

Zu seinen Steckepferden gehört die Erforschung der in Europa weit verbreiteten „Islamophobie“ – mehr noch interessiert sich Marc Helbling jedoch für die „Germanophobie“, insbesondere in ihrer Ausprägung in der deutschsprachigen Schweiz. Er selbst scheint davon glücklicherweise nicht betroffen: Wir freuen uns, dass er die nächsten fünf Jahre die heterogene Gesellschaft der Jungen Akademie bereichern wird.



VERONIKA LIPPHARDT

Biologie und Geschichte – diese Fächerkombination machte Veronika Lipphardt zur Wissenschaftshistorikerin. In ihrer Dissertation über die „Biologie der Juden“ untersuchte sie, wie sich jüdische Wissenschaftler im 20. Jahrhundert zu dem Thema „Rasse und Vererbung“ äußerten. Seit 2009 leitet Veronika Lipphardt in Berlin eine Nachwuchsgruppe zum Thema „Historicizing Knowledge about Human Biological Diversity“.

Wer mag sich da noch wundern, wenn sie besonderes Interesse am Nachdenken über die Grenzen und Möglichkeiten interdisziplinären Arbeitens bekundet? Der Jungen Akademie kann dies nur recht sein, wird hier doch das „Inter“, „Multi“ und „Trans“ jenseits schicker Schlagworte aktiv gelebt – und selbstverständlich selbstreferentiell auch reflektiert. Schön, dass Veronika Lipphardt uns nun dabei unterstützt.



CORNELIS MENKE

Warum ist es ein Qualitätsmerkmal einer Theorie, wenn sie andere Phänomene erklärt als diejenigen, für deren Erklärung sie entwickelt wurde? Diese Kernfrage der Wissenschaftstheorie beantwortet Cornelis Menke in seiner Dissertation. Seit zwei Jahren leitet er als Dilthey-Fellow eine Nachwuchsgruppe am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld, die Philosophie, Geschichte und Soziologie zusammenführt.

Ganz nebenbei klärte Cornelis Menke noch einige Irrtümer über vermeintliche Fehlschlüsse bei Platon auf. Nun sind wir gespannt auf seine Bemerkungen zur Qualität unserer Theorien – und zu unseren Fehlschlüssen, die ja vielleicht gar keine sind.



REGINA PALKOVITS

Ohne Kohle geht gar nichts ... und so freuen wir uns, nun mit Regina Palkovits eine Vertreterin des Max-Planck-Instituts für Kohlenforschung in Mülheim an der Ruhr zu unseren Mitgliedern zählen zu dürfen. Aber Regina Palkovits beschäftigt sich nicht nur mit Kohle, sondern forscht zur heterogenen Katalyse.

Seit Anfang 2009 leitet sie eine Nachwuchsgruppe, mit der sie die katalytische Transformation nachwachsender Rohstoffe erforscht. Dabei tritt sie bewusst aus dem Elfenbeinturm heraus: Sie will Lösungen finden, und zwar für relevante Probleme der Gegenwart. Sie möchte nicht nur verstehen, sondern auch handeln. Ihre katalytische Wirkung für die Junge Akademie dürfte damit gewiss sein!



SYLVIE ROKE

Sylvie Roke forscht zur Laserspektroskopie an organischen Grenzflächen und untersucht mit ihrer Nachwuchsgruppe in Stuttgart die Oberflächen von Emulsionströpfchen. Ihre Befunde widersprechen fundamental der Lehrmeinung zu diesem Thema – doch nicht alles, was in Lehrbüchern steht, ist richtig, meint dazu selbstbewusst Sylvie Roke.

Während ihres Studiums in Utrecht war sie überzeugtes Mitglied der so genannten „Universität der Nutzlosigkeit“, in der eine interdisziplinäre Gruppe von Studierenden über Themen diskutierte, die zwar inhaltlich bereichernd sind, jedoch keinen unmittelbaren Nutzen für den Studienerfolg versprochen. In Deutschland hat sie eigenen Angaben zufolge bisher nichts Vergleichbares gefunden. Wir hoffen sehr, dass sie sich mit unserer Hilfe vom Gegenteil überzeugen kann.



GIESELA RÜHL

Alles was Recht ist ... ist nicht immer billig, wie Giesela Rühl weiß – schließlich wagte sie sich in ihrer Habilitation auf das Grenzgebiet zwischen Jura und Wirtschaftswissenschaften: Erfolgreich nutzte sie ökonomische Handlungstheorien für eine Analyse des Kollisionsrechts. Eine echte Pionierleistung, sagen Experten.

Bescheinigt wird Giesela Rühl weiterhin eine fundierte Kenntnis des „Common Law“ – und die unverkennbare Tendenz zum internationalen Vergleich, bei dem sie aus dem Kompetenzschatz eigener Erfahrung schöpfen kann. Ihre Publikationen reichen von den „Conflicts of Law in a Globalized World“ bis zum „nachvertraglichen Entschädigungsanspruch des französischen Handelsvertreters“. Dazwischen macht sie nun für fünf Jahre in der Jungen Akademie Station.



MORITZ SCHULARICK

Moritz Schularick, Juniorprofessor für Volkswirtschaftslehre in Berlin, interessiert sich für die Globalisierung der Finanzwelt und ihrer Krisen: Er untersucht die Kapitalflüsse des 19. und 20. Jahrhunderts, die Kreditzyklen und Finanzstabilitäten – und die Frage, was wir daraus in Bezug auf die jüngste Finanzkrise lernen können.

Aktuell interessiert er sich auch für die Verflechtung der US-amerikanischen mit der chinesischen Wirtschaft: Chimerica nennt er dieses wirtschaftliche Hypergebilde. „Wer kriegt die Krise?“ – so fragten wir gemeinsam mit der Humboldt-Universität. Mit Moritz Schularick als neuem Mitglied müssten wir diese Frage wohl gar nicht mehr stellen.

Die Alumni

Wenn zehn Neue kommen, müssen zehn Alte gehen – so das Grundgesetz der Jungen Akademie. Im Jahr 2010 verabschiedeten sich die Folgenden:

Köpfe



WOLFRAM ANTONIN

Leiter einer Nachwuchsgruppe am Friedrich-Miescher-Laboratorium der Max-Planck-Gesellschaft in Tübingen.

Von Wolfram Antonin, seines Zeichens Biochemiker, lernten wir etliches über Zellen, Zellkerne, Zellkernmembranen und Zellkernmembran-Transportmechanismen. Zudem lernten wir, dass niemand so ansteckend lachen kann wie er.



CHRISTIAN DROSTEN

Professor für Virologie an der Universität Bonn.

Christian Drosten beeindruckte uns nicht nur damit, dass er es war, der das SARS Virus fand – sondern auch damit, dass er uns plastisch und reich illustriert vor Augen führte, welche Faszination ausgeht von Viren in Fledermauskot.



GERHARD ERNST

Professor für Philosophie an der Universität Stuttgart.

Gerhard Ernst bereicherte mit analytischem Scharfsinn die Plenarsitzungen, die Preisfragen-Jury sowie die Arbeitsgruppen Relativität, Other Minds und Menschen-Rechte. Seine Tiefenschärfe und Weitsicht sind immer wieder erstaunlich – und nicht nur mit seiner beeindruckenden Körperlänge zu erklären.



THOMAS GROSSBÖLTING

Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Münster.

Thomas Großbölting begann seine Mitgliedschaft als Leiter der Forschungsabteilung der ehemaligen Gauck-Behörde – und ließ uns aus erster Hand mit-erleben, mit welchen Problemen eine Erforschung der Stasi-Machenschaften zu kämpfen hat.



WALTER HOFSTETTER

Professor für Theoretische Physik an der Universität Frankfurt.

Walter Hofstetter trieb mit anderen die Diskussionen der AG *Grenzen der Quantentheorie* nahezu grenzenlos voran – etwa anlässlich ihres Workshops auf Teneriffa in 2500 Metern Höhe. Angeregte Diskussionen in Höhenlagen führte er auch gerne mit Gerhard Ernst, sozusagen auf Augenhöhe.



MATTHIAS KOENIG

Professor für Soziologie an der Universität Göttingen.

Matthias Koenig behält stets einen kühlen Kopf und überzeugt immer und alle: durch unbestechliche Urteilskraft, Integrationsfähigkeit, liebenswertes Wesen und trockenen Humor. Mit diesen Eigenschaften prägte er zwei Jahre lang den Vorstand der Jungen Akademie, davon ein Jahr als Sprecher. Er prägte auch die Arbeitsgruppen *Grenzen* und *Menschen-Rechte*, das eine oder andere Positionspapier, die eine oder andere Podiumsdiskussion, den einen oder anderen Workshop ... Wenn man es recht überlegt, prägte Matthias Koenig fünf Jahre lang die Junge Akademie in nahezu jeder Hinsicht.



BERTHOLD RITTBERGER

Professor für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte an der Universität Mannheim.

Berthold Rittberger kam aus der Verwaltungswissenschaft und mauserte sich zum forschenden Europäer, der unter anderem zu Integration und demokratischer Qualität arbeitet. Uns bleibt er im Gedächtnis durch seine engagierte Fürsprache in der Preisfragen-Jury des Jahres 2005.



NICOLE SCHWEIKARDT

Professorin für Theoretische Informatik an der Universität Frankfurt.

Obschon wir es ihr nicht einfach machten, gelang es Nicole Schweikardt tatsächlich, uns den Charme von Approximationspolynomen ebenso nahe zu bringen wie die Schönheit und Eleganz ihrer Theorie komplexer Datenbanken.



HILDEGARD WESTPHAL

Professorin für Geologie an der Universität Heidelberg.

Hildegard Westphal hat die Junge Akademie in vielen Hinsichten bereichert: Die AGs *Heureka*, *Manieren!*, *Klima & Kultur*; zwei Jahre Vorstand, ein Jahr als Sprecherin; unermüdlicher Einsatz für die Internationalisierung der Jungen Akademie, darunter die Organisation des Jubiläums-Symposiums im Juni 2010 – das sind nur einige Beispiele. Hildegard Westphal hat immer ein charmantes Lächeln und weiß stets gefällig zu parlieren. Als Geologin weiß sie aber genauso gut, wie man mit Härtefällen umzugehen hat – und wie man das Gegenüber unversehens auch von unbequemen Meinungen überzeugt.



Schließlich: KÄRIN NICKELSEN

Assistenzprofessorin für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte an der Universität Bern, die gerne Mitglied war und die Junge Akademie sehr vermissen wird. Die aber auch – der Kommentar sei dem Co-Autor erlaubt – ihrerseits von der Jungen Akademie vermisst wird, zu der sie als Alumna hoffentlich in engem Kontakt bleibt.

Da ist man schnell beim Thema Nahrung

Die Pflanzenphysiologin Waltraud Schulze

Portrait

Sonnentau. Ein Wort wie aus einem Gedicht der Romantik. Es bezeichnet etwas, das noch Carl von Linné vehement ablehnte. Tiere fressen Pflanzen, befand er, etwas Umgekehrtes anzunehmen, sei Blasphemie.

Als Waltraud Schulze begann, im elterlichen Garten Sonnentau zu ziehen und zu füttern, war das längst Geschichte, und fleischfressende Pflanzen waren ein ungebremster Auslöser für ihre Leidenschaft, das Wesen der Pflanzen zu verstehen. Auch hier wieder keine Romantik: Die Leidenschaft kanalisiert sich schon früh ganz wissenschaftlich; der erste Auftritt der jungen Forscherin ist die Teilnahme am Wettbewerb „Schüler experimentieren“, der Sparte des Wettbewerbs „Jugend forscht“, an dem sie schließlich 1990 zum ersten Mal teilnimmt, gleich den ersten Preis gewinnt und das zusammen mit dem ersten Preis im „European Contest for Young Scientists“. Das Thema der späteren Forschung schält sich heraus, der „Großzusammenhang“, in dem die Molekularbiologin herausfinden will, wie die Dinge im Innersten funktionieren. „Da ist man schnell beim Thema Nahrung“, sagt sie.

Nun denkt der Laie, gut, da ist Licht, da sind Mineralien im Boden, was soll sein? Wie erkennt die Pflanze, wo etwas ist? Welche molekularen Bestandteile der Pflanze dienen als Rezeptoren, wie werden die Signale übertragen und schließlich die Nährstoffe? Wie nimmt die Pflanze Änderungen in der Umwelt wahr? Es wird trockener, Pflanzen passen sich an. Aber wie? Und warum entwickeln Pflanzen einen Appetit auf kleines Getier? „In der Not frisst der Teufel Fliegen“, sagt der Volksmund. Das gilt auch für Sonnentau, Venusfliegenfalle und andere Pflanzen mit speziellen Ernährungsgewohnheiten. Wo Pflanzen aus dem Vollen schöpfen können, ist das Wachsen keine Kunst. Wo aber Nährstoffmangel herrscht, wie in Mooren, tropischen Regenwäldern, wie auf Sand oder Felsen, da muss die Pflanze sich etwas einfallen lassen.

Waltraud Schulze ist den Proteinen auf der Spur, die als Rezeptoren oder Regulatoren dienen, um schließlich erklären zu können: „Woher weiß die Pflanze, was los ist, und wie regelt sie das eigentlich genau?“

Detailarbeit im Innersten des Lebens

1993 beginnt die heute 37-Jährige in Bayreuth mit der Hochbegabtenförderung des Freistaates Bayern und einem Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes Biologie zu studieren. Zuvor absolviert sie zahlreiche Praktika in einschlägigen Instituten in Wissenschaft und Wirtschaft und verfasst nach einem Forschungssemester an der Stanford University 1996 im Jahre 1998 in Tübingen ihre pflanzenphysiologische Diplomarbeit zur Gattung Nepenthes, den Kannenpflanzen unter den Fleischfressern. Gleich anschließend nimmt sie wieder in Tübingen die Dissertation in Angriff, das Thema heißt „Molecular characterization of the distinct sucrose transporter homologue AtSUT2: Does it make sense as a sensor?“ – und wird summa cum laude promoviert.

Seit 2005 ist Waltraud Schulze Leiterin der Arbeitsgruppe „Signaltransduktion und Proteomik“ am Max-Planck-Institut für Molekulare Pflanzenphysiologie in Golm bei Potsdam, finanziert vom Emmy-Noether-Programm der DFG. Das Institut hat einen exzellenten Ruf unter Pflanzenforschern. „Die Arbeit, die hier gemacht wird, passt genau zu mir“, findet sie. „Der Arbeitstag ist chaotisch“, lacht sie, als könnte er überhaupt anders sein. Die Doktoranden sind so zahlreich wie die Gespräche, die nötig sind, um die Forschung abzustimmen und um Experimente und Untersuchungsreihen zu entwickeln. Es geht nach wie vor um die Ernährungsfrage, darum, wie Pflanzen sich bei einer Nährstoffveränderung verhalten. Ist zum Beispiel eine Phosphorylierung festzustellen, also das Anhängen einer Phosphatgruppe an ein organisches Molekül? Wie verändern die Pflanzen ihre Aktivitäten? Und vor allem: In welcher Zeit? Eine Analyse der Zeitreihen ist die Detailarbeit im (fast) Kleinsten der Lebensprozesse.

Sind fünf Jahre nicht eigentlich ziemlich lang für jemanden, der schon viel in der Welt herumgekommen ist, und das schon seit der Schulzeit? Der Vater Ernst-Detlef Schulze, einer der bedeutenden Öko-

systemforscher, nimmt die Familie während der Forschungssemester mit nach Australien oder in die USA, wo die Tochter auch zur Schule geht. Später wird sie mit ihm zusammen publizieren. Und sie wird reisen.

In die Ferne schweifen

Ein Stubenhocker war Waltraud Schulze nie. Nach einer Weile in heimischen Bio- und Soziotopen sucht sie das ganz Weite, reiste früher oft den Pflanzen hinterher, die sie untersuchen wollte – oder sie geht mit Fruchtleder und Benzinkocher im Gepäck auf Expedition ...

Ihre Ziele liegen überall auf der Welt, in Wüsten, Steppen und Gebirgen, eisig und riesig. Patagonien, die Mongolei, Sibirien, Tibet und Kamtschatka gehören zu den Regionen, die sie und ihr Partner mit dem Rad erfahren haben. Das Fruchtleder stellen die Trekker aus Pflaumenmus her, das ist hochgradig nährstoffreich und schmeckt gut.

Die Extremsportlerin hat keine Angst auf den strapaziösen Touren oder bei der Besteigung von 7000ern. „Man muss nur wissen, worauf man sich einlässt.“ Und wenn man sich darauf einlässt, das Unerwartete und eigentlich Unmögliche zu akzeptieren, dann kann man auch Pappeln und Sanddorn auf einem ungewöhnlich dynamischen Gletscher in Tibet entdecken. Der seltene Fund ist zum Teil eines Projekts der Jungen Akademie geworden. Waltraud Schulze hat Holz- und andere Vegetationsproben mitgebracht, die Auswertung ist im Gange.

Perspektiven

Ende 2010 läuft die Emmy-Noether-Förderung für die Stelle am MPI aus. Die Verlängerung für weitere sechs Jahre als Arbeitsgruppenleiterin ist verabredet. Aber sie kann sich auch sehr gut eine Professur an einer Universität vorstellen – wenn die Rahmenbedingungen stimmen: eine gute Balance zwischen Freiheit und Pflicht und ein gutes kollegiales Umfeld. Aber etwas ganz anderes wäre auch möglich. Zu ihren Touren hat sie Filme, Bücher und eine Homepage



Gute Vorbereitung ist wichtig, weiß Waltraud Schulze – sei es für ein Experiment oder für eine Expedition

für die internationale Trekker-Community produziert. „Es wäre nicht gut, sich so lange aufreiben zu müssen, bis man ausgebrannt ist“, betont sie. „Es gibt immer Alternativen.“

Es ist Mitte Oktober, nicht sehr warm, und Waltraud Schulze sitzt draußen im kurzärmeligen T-Shirt. „Das ist Abhärtung für die nächste Tour“, erklärt sie. Im Winter geht es fünf Wochen mit dem Rad an den Baikalsee, geschätzte Temperatur -40°C , geschätztes Gepäck: 30 Kilo, geschätzte Tagesetappe 50 bis 70 Kilometer. „Eine gemütliche Tour“, meint sie. „Man darf bei der Kälte nicht ins Schwitzen kommen.“ Im Gepäck ein Benzinkocher, Fruchtleder und Pemmikan, Reiseproviand der Indianer in den unwirtlichen Gegenden Nordamerikas. „Übrigens hat die Vorbereitung einer Expedition viel gemeinsam mit der Vorbereitung eines Projekts“, schickt sie hinterher. Gute Planung und Präzision in der Durchführung sind ebenso wichtig wie Flexibilität in unvorhersehbaren Situationen. „Außerdem justiert man sein Kategoriensystem neu und trainiert die Frustrationstoleranz.“ Und vieles ist nicht mehr ganz so wichtig. ///

Es stimmte einfach alles

Die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy

Portrait

Man muss unterscheiden zwischen den gewollten Dingen und denjenigen, die geschehen. So wie es gute Absichten gibt, so gibt es auch Zufälle, deren Güte man erst im Nachhinein erkennt – wenn sie nämlich das Beste für einen selbst herausgefunden haben, ohne dass man es wusste oder dazu beigetragen hätte.

Eigentlich wollte Bénédicte Savoy nach Italien – und landete in Berlin. Sie war eine 16 Jahre alte Austauschschülerin, vor deren Italienaufenthalt sich organisatorische und bürokratische Hürden auf türmten. Das war 1988, am Vorabend eines Ereignisses, das wiederum der deutschen Stadt in der Folge magnetische Kräfte verleihen sollte. „Berlin hatte eine starke poetische Kraft“, erzählt Savoy. Und in Paris war gerade Wim Wenders’ „Himmel über Berlin“ ange laufen ...

„Es stimmte einfach alles“, sagt sie heute. Die verhinderte Austauschitalienerin ist inzwischen Professorin für Kunstgeschichte an der Technischen Universität Berlin. „Man kann aber nicht sagen, dass ich hier hängengeblieben bin“, will sie klarstellen. Immer wieder ging sie zurück nach Frankreich, um auf der „Elite-Autobahn“ nach hervorragender Schule und bester Universität eine französische Karriere



Die französische Europäerin Bénédicte Savoy liebt die Berliner Poesie

zu machen. Doch immer wieder kam etwas dazwischen. Das waren Stipendien, die nach Deutschland führten, gute Deutschkenntnisse und ein germanistisches Staatsexamen, die ein nämlich taten, vor allem aber Menschen, die den Berliner Magnetismus immer wieder neu in Gang setzten. Das Staatsexamen 1996 war so gut, dass sie sich legitimiert fühlte, ein bisschen auszusteigen. „Jetzt mache ich mal was ganz anderes“, beschloss sie. Das Andere waren historische Recherchen für den deutsch-französischen Kulturkanal *arte*. Schließlich fand die Wissenschaftlerin eine Art natürlichen Ort am Berliner Centre Marc Bloch, dessen Grundanliegen demjenigen von Bénédicte Savoy nicht unähnlich ist: der Versuch einer deutsch-französischen Integration in interdisziplinärer Ausrichtung. Der erste Direktor des CMB, der Historiker Etienne François, riet ihr zu promovieren. „Ich bin wissenschaftlich historisch sozialisiert“, sagt Savoy; die historisch angelegte Dissertation wird zum kriminalistischen Vergnügen. Es geht um den französischen Kunstraub in Deutschland am Beginn des 19. Jahrhunderts, als Napoleons Truppen große Gebiete Europas besetzen und Kunstwerke rauben, die dann in Frankreich ausgestellt werden. Napoleons „Auge“, Baron Dominique Vivant Denon, war kaiserlicher Sachverständiger bei der Beschlagnahme. 1802 war er Direktor des Louvre geworden, 1804 wird er Generaldirektor aller französischen Museen.

Die Dissertation wurde gelesen – und katapultierte die Germanistin Bénédicte Savoy in die Riege der Kunsthistoriker. Das Deutsche Forum für Kunstgeschichte in Paris hatte die Arbeit gedruckt, das war der Ritterschlag. Noch einmal versuchte sie, in Frankreich einen Job zu finden. Und während sie auf eine neue Ausschreibungsrunde wartete, wurden an deutschen Universitäten die Juniorprofessuren eingerichtet. An der TU Berlin suchte man jemanden für die Kunstgeschichte und fand Bénédicte Savoy, die inzwischen ordentliche Professorin und „richtig glücklich“ ist.

Ein Lob, noch einmal ...

Glücklich ist sie auch, weil sie an einer deutschen und nicht an einer französischen Universität ist, genauer: nicht an einer französischen Universität in der Provinz. 2009 schreibt sie im Junge Akademie

Magazin das „Lob der deutschen Universität“, die bei aller Verbesserungswürdigkeit nicht nur international gefragte Absolventen produziere, sondern an der auch „die Lust zu denken, zu zweifeln, kritisch zu hinterfragen“ kultiviert werde, während sich französische Universitäten zu „verschulten Prüfungsvorzimmern mit Frontalunterricht“ entwickelt hätten. „Natürlich gibt es auch in Deutschland gute Gründe zu jammern“, sagt sie, „es gibt durchaus strukturelle Probleme im Hochschulbetrieb.“ Für geistlos hält sie aber die Versuche der „sogenannten Bildungsforschung“, Universitäten mit betriebswirtschaftlichen Parametern erfassen zu wollen und nach diesen Maßstäben für mangelhaft zu erklären. Vor Übereifer warnt sie auch beim Blick auf – vermeintliche – Vorbilder: „In Großbritannien oder in den USA gibt es sehr wenige sehr gute Universitäten, der Rest ist Schweigen.“

Eine große Stärke der deutschen Universität ist für sie die enge Verbindung von Forschung und Lehre, die man um nichts in der Welt trennen sollte. „Mit purem Prüfungswissen in verschulten Studiengängen kann man in keiner Art von Arbeitsleben später etwas anfangen“, rückt sie einen gängigen Bologna-Mythos zurecht. „Wir brauchen Leute, die in mehr als einem Fach denken können“, ist Savoy überzeugt. „Wir brauchen sie und ihre Interdisziplinarität für den internationalen Kulturaustausch, für die Anforderungen der Globalisierung und auch für eine Art der Geschichtsschreibung, die als Realitätserfassung dienlich ist.“

Bücher und immer wieder Bücher

Inzwischen hat sie ein Buch auf den Tisch gelegt. „Museumsgeschichte – Kommentierte Quellentexte 1750–1950“, soeben bei Reimer erschienen. Das könnte trocken sein, aber es ist, wie nun schon etliche Bücher davor, ein typischer „Savoy“, ein Buch, das nicht eine allein gemacht hat, das vielmehr in der Auseinandersetzung mit Studierenden in einem Projektseminar entstanden ist, wie immer auf einem

auch steinigen Weg. „Ein Buch zu machen, ist irrsinnig viel Arbeit.“ Doch am Ende wartet stets das große Glück – für die Professorin und für die Studierenden, die nicht nur in ihren Fächern Entscheidendes gelernt haben.

Bücher dieser Art zu produzieren, ist nicht gerade typisch für eine technische Universität – was überhaupt tut die Kunstgeschichte bei den Ingenieuren? Abgesehen von einer – theoretisch – glücklichen Verbindung von Geistes- und Ingenieurwissenschaften passt speziell Museumsgeschichte gut an eine technische Universität, findet Savoy. „Es gibt starke Anklänge an die Architektur, zum Beispiel auch an die besondere Architektur von Museen in ihren jeweiligen Entstehungsepochen – in denen es wiederum zeittypische Arten der Darstellung von Kunstgegenständen gab und gibt.“ Hier sei von „Topoi“ die Rede, dem Berliner Exzellenzcluster zu Raum und Wissen in den Kulturen der alten Welt. Bénédicte Savoy gehört der „Museumsgruppe“ an, die untersucht, wie und mit welchen Effekten antike Räume und Vorstellungen in Ausstellungen und Museen konstruiert und transformiert werden – zwischen Flachware, Vitrine und Monumentalität.

Dass man dabei in ganz Europa gewisse Ähnlichkeiten ausmachen kann, ist Gegenstand eines anderen Projekts der Kunsthistorikerin. „Besonders im 19. Jahrhundert dienten Museen der nationalen Selbstfindung“, erklärt sie. Und sie führten die Nation auch im Namen. „Tatsächlich haben sie aber alle voneinander abgeguckt“, beschreibt sie die Realität unterhalb der Ideologie. So ist das europäische Museum im Grunde das, was Bénédicte Savoy immer schon praktiziert: ein grenzüberschreitendes kulturelles Gespräch – mit und ohne Spione. Ein „Freund“ aus den Zeiten der Dissertation spielt auch wieder eine Rolle in ihrem Leben. Am 16. Dezember 2010 wurde in der Bonner Bundeskunsthalle eine große Ausstellung eröffnet, an der Bénédicte Savoy maßgeblich mitwirkte. „Napoleon und Europa – Traum und Trauma“.

In ihrem „Lieblingsprojekt“ meidet sie jede Art von Museum. Wenn die Arbeit getan ist, sieht man sie auf ihrem dreisitzigen Fahrrad zusammen mit ihren beiden Töchtern nach Hause eilen. Mary Poppins wartet. ///

Portrait

Herausgeberschaft
Die Junge Akademie
an der Berlin-Branden-
burgischen Akademie
der Wissenschaften
und der Deutschen
Akademie der Natur-
forscher Leopoldina

Redaktionsteam
Karin Hofstetter
und
Jürgen Hädrich
Tobias Jentsch
Sabine Koller
Cornelis Menke
Klaus Oschema
Melanie Schnell

Text und Koordination
Susanne Weiss

Titelfoto
David Ausserhofer

Fotonachweise
Ausserhofer: 3, 4, 16,
17, 18, 20, 21
Wannenmacher: 12, 13,
14, 27, 28
AG „Grenzen der
Quantentheorie“: 19
Hans-Christoph
Dittscheid: 7, 8

Gestaltung
Elmar Lixenfeld

Druck
Königsdruck GmbH
Berlin
www.koenigsdruck.de
Januar 2011
© Die Junge Akademie
ISSN 1863-0367

www.diejungeakademie.de

